



Berlin, den 22. Juli 1899.

Drei Gespräche über Religion.

I.

Philalethes: Siehe, wer wandelt da gedankenvoll unter blühenden Bäumen?

Paulus: Guten Tag, alter Freund; ich komme vom Festmahl zu Ehren des Geburtstages des Fürsten und mußte Dich leider dabei vermissen.

Philalethes: Du weißt, daß ich seit lange Festmahle als Teufelswerk betrachten muß. Dich freilich nöthigt Deine Stellung zur Theilnahme; aber auch an Dir vermissen ich die erheiternde Wirkung des Festes.

Paulus: Gedanken, die schon in den letzten Tagen mich bewegten, kamen mir heute aufs Neue und zeigten mir Dunkles hinter dem Hellen. Daheim, im Amte, nimmt mich des Tages Sorge in Anspruch, hier aber, in *„ut oseeem“* stillen Badeorte, wo ein freundliches Schicksal mich mit Dir, dem Genossen meiner Jugend, zusammengeführt hat, öffnet sich der Sinn für weiter ausgreifende Betrachtungen.

Philalethes: Laß hören, was Dein Herz bedrängt. Wir wollen uns auf diese Bank setzen und, die Blicke auf das liebliche Thal richtend, mit einander philosophiren, wie wir es früher thaten.

Paulus: Es waren heute Mittag „die Vertreter von Bildung und Besitz“ vereinigt, so viele es Deren hier zu geben scheint — Anwesende natürlich ausgenommen —, es wurden viele Reden gehalten und auch nach Tisch wurden lebhafteste Gespräche geführt. Man konnte dabei sehen, was den Leuten am Herzen liegt. Da wurde begeistert geredet vom Reich, vom Volkthum, von Kolonien, von den gewaltigen Fortschritten und dem Segen der Wissenschaft, von der Bedeutung der Industrie und des Handels, von Politik und Sozialismus, von der sogenannten Frauenfrage und der Erziehung, kurz, von allem Möglichen. Der Präsident hatte in seinem Trinkspruch auf den

Fürsten unter dessen Tugenden auch seinen kirchlichen Sinn gerühmt; „denn“, sagte er, „die Religion muß dem Volk erhalten werden“. Diesen Gedanken griff der Superintendent auf und führte ihn nach seiner Weise aus. Während der Rede des Geistlichen bemerkte ich zwar nur bei Einigen Gähnen oder ein spöttisches Lächeln; aber unbehaglich war sie offenbar den Meisten. Später klopfte ich des Versuches halber bei Dem und Jenem an und begann von der Bedeutung der Religion zu sprechen. In der höflichen, aber kühlen Zustimmung war die Ablehnung nicht zu verkennen. Kurz, ich erkannte bei dieser Gelegenheit von Neuem, wie trotz der geistigen Regsamkeit der Gesellschaft ihr Sinn den religiösen Fragen verschlossen ist, wie in der modernen Einrichtung die Religion sozusagen als ein respectables, aber praktisch nicht verwendbares Ausstattungsstück angesehen wird.

Philalethes: Zu Deiner Schilderung kann ich Dir ein Gegenstück liefern. Gestern Abend besuchte ich eine Volksversammlung in der benachbarten Kreisstadt. Ein Wanderprediger donnerte gegen den Wunderglauben und gegen die Pfaffen. Trotz einzelnen Aeußerungen des Beifalls war die in der Hauptsache aus Arbeitern bestehende Zuhörerschaft offenbar durch den Vortrag gelangweilt. Als zweiter Redner trat ein Arbeiter auf und Dieser erklärte: Religion sei Privatsache, sie hätten sich mit wichtigeren Dingen zu beschäftigen. Dann berichtete er über einen neuen Strik in der Hauptstadt und nun folgten Alle seinen Ausführungen mit der lebhaftesten Theilnahme.

Paulus: Siehst Du auf der entfernten Höhe das kleine Dörfchen, dessen Kirchturm eben von der Sonne beschienen wird?

Philalethes: Gewiß.

Paulus: Dort war ich am vergangenen Sonntag. Die Gemeinde kam fast vollzählig in die Kirche und ich konnte während des Gottesdienstes bemerken, daß sich die Leute, von denen offenbar die große Mehrzahl arm ist, wohl fühlten. Es lag auf den Gesichtern eine — ich möchte sagen: ernste — Heiterkeit und die durchaus nicht schönen Stimmen sangen die alten Lieder so eifrig, daß mich eine Art von Rührung ergriff. Beim Verlassen der Kirche beteten Viele an den Gräbern ihrer Angehörigen. Der Geistliche, ein einfacher, aber wohlwollender Mann, der mich durch das Dorf führte, rühmte mit warmen Worten den frommen Sinn der Gemeinde, ihre Nüchternheit, ihren Fleiß, die Ehrfurcht der Jüngeren vor den Eltern und den Alten, die Tapferkeit der Leute in Krankheit und Noth und ihre fröhliche Zuversicht im Sterben.

Philalethes: Es ist gar nicht daran zu zweifeln, daß die Religion Dem, der sie hat, größere Wohlthaten erweisen kann als irgend eine Macht der Erde. Das Schlimme ist nur, daß man gerade Das nicht hat, was man braucht.

Paulus: Eben dieser Gedanke bedrückt mich. Die Statistik lehrt uns, daß Trunksucht, Verbrechen, Irrenn viel rascher wachsen als die Zahl der

Bevölkerung. Die nächste Ursache dieser und anderer Uebel ist zweifellos die Noth des Lebens. Das wichtigste Heilmittel ist daher Besserung der Lebensverhältnisse. Doch Niemand kann erwarten, daß die Noth gänzlich beseitigt werden könne. Wer weiß nicht, daß in der Welt, wie sie ist, eher das Leben erlischt als die Noth? Also angenommen, wir fänden die besten politischen und sozialen Einrichtungen, so würde immer noch ein bedenklicher Rest der Noth bleiben. Wir würden danach suchen müssen, was etwa die Noth des Lebens weniger fühlbar machte und wie dies hohe Gut Allen zugänglich gemacht werden könnte. Nun aber finden wir schon ein solches Gut und sorgfältig entwickelte Einrichtungen zu seiner Verbreitung vor, nämlich die Religion und ihre Form, die Kirche. Der Blick auf das Ewige giebt dem Gläubigen im Unglück Trost und im Sturm des Lebens Frieden. Die Hoffnung auf endliche Gerechtigkeit und zukünftige Vergeltung erleichtert Leben und Sterben. Die Welt des Glaubens wölbt sich sozusagen über der Wirklichkeit wie ein Reich des Friedens, in das der Gläubige jederzeit flüchten kann und aus dem er neugesättigt zur Arbeit zurückkehrt. Die sathliche Gestalt dieses Idealen aber ist in der Kirche gegeben, deren ehrwürdige Lebensformen das Alltagsleben verschönen und deren Heilmittel auch dem Aermsten zugänglich sind.

Philalethes: Das hast Du sehr schön gesagt. Gestatte mir jedoch die Bemerkung, daß der von Dir erwähnte Präsident ähnlich zu denken scheint und daß Ihr, er wie Du, Etwas verschenken möchtet, das Ihr selbst nicht besitzt.

Paulus: Du drückst Dich ein Wenig hart aus.

Philalethes: Täusche Dich nicht. Die sogenannten Gebildeten machen der Religion eine Verbeugung, obwohl sie keine Verwendung für sie haben, weil sie glauben, sie möchte gut sein zur Zügelung des Volkes. Dieses empfindet vielfach geradezu Abneigung gegen die Religion, weil es jenen Gedanken der Gebildeten kennt. Du und Deinesgleichen, Ihr seht tiefer und möchtet aus gutem Herzen dem Volk Religion verschaffen, aber auch Ihr seid moderne Menschen, auch durch Euch geht der Riß, der Gestern und Heute trennt, und was Ihr wünscht, Das könnt Ihr nicht erfassen.

Paulus: Ich muß freilich gestehen, daß auch ich keine der geltenden Kirchenlehren anzuerkennen vermag, aber ich hege doch die Hoffnung, es möchte gelingen, den schönen und unvergänglichen Kern der Religion aus der Schale der historischen Gebilde zu lösen und uns zu erhalten.

Philalethes: Im Grunde hoffe ich Das auch; aber was ist dieser Kern?

Paulus: Nun, ich denke, zunächst der Glaube an Gott und an ein Jenseits.

Philalethes: Das dachte man vor hundert Jahren auch, aber man hat nicht viel damit erreicht. Mir scheint der Irrthum der Aufklärung darin zu liegen, daß sie den religiösen Glauben mit einem philosophischen Glauben verwechselte.

Paulus: Erkläre mir Das näher.

Philalethes: Du wirst Dich der theologischen Erörterungen über den Begriff des Glaubens erinnern. Sie laufen darauf hinaus, daß da, wo *fides* steht, nicht *fides*, sondern *fiducia* gedacht werde. Ehrlicher als diese Künste ist der Ebrüderbrief. Er sagt: „Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht Dessen, das man hofft und nicht zweifelt an Dem, das man nicht sieht.“ Mit anderen Worten: Gewißheit über Das, was man nicht weiß. Gewißheit, darauf kommt es an, nicht auf Färrwahrhalten überhaupt; ohne Gewißheit giebt es keinen religiösen Glauben. Sieht man Das ein, so erkennt man ohne Weiteres, daß der wissenschaftliche Sinn der Tod des Glaubens ist. Es ist nicht richtig, daß die Ergebnisse der Wissenschaft das eigentlich Gefährliche seien. Zwar hat die Lehre des Kopernikus der christlichen Weltanschauung eine unheilbare Wunde beigebracht, aber zur Noth ließe sich mit diesen und anderen wissenschaftlichen Lehren auskommen. Nein, der wissenschaftliche Geist ist der Feind des Glaubens. Er muß seiner Natur nach an Allem zweifeln, er will, daß die subjektive Gewißheit mit der objektiven Gewißheit zusammenfalle, daß alles Nichtgewisse nur den ihm zukommenden Grad von Wahrscheinlichkeit habe.

Paulus: Wenn Das so ist, so hat freilich die Kirche mit ihrer von vorn herein vorhandenen Abneigung gegen die Wissenschaft nur allzu sehr Recht. Mich wundert dann nur, daß im Lauf der Zeiten sich noch so viel vom religiösen Glauben erhalten hat.

Philalethes: Weil die wissenschaftliche Denkweise unnatürlich ist. Das Glauben ist das Natürliche: es ist vor dem Zweifel da und alle menschlichen Neigungen suchen es zu erhalten. Das Kind glaubt Dem, was ihm gesagt wird, denn es lernt das Wort nur durch Anknüpfung an Thatsachen verstehen und es knüpft umgekehrt an das Wort die Thatsache. Eben so verhält sich der natürliche Mensch: er hat keine Gründe nöthig, zu glauben, wohl aber Gründe, nicht zu glauben. Erst wenn lange Erfahrung gelehrt hat, daß die Wahrnehmung trügt, das Denken Fehler macht, Andere uns wissenschaftlich oder unwissenschaftlich falsch berichten, können die Begriffe des Zweifels und der Wahrscheinlichkeit sich bilden. In eben dem Grade, wie Schärfe und Deutlichkeit des Denkens wachsen, nimmt die Summe des Gewissens ab. Während für den wissenschaftlichen Menschen nur vernünftig: Gründe gelten, beruht das Meiste, was die Menschen wirklich glauben, auf Achtung und dem Verlangen nach Lust, d. h. das Meiste wird für wahr gehalten, weil es als wahr überliefert wird und weil es angenehm ist, daran zu glauben. Die Gewißheit ist an sich lustvoll, die Ungewißheit unlustvoll. Kommt dazu, daß das Geglaubte schön oder nützlich oder Beides ist, so erreichen die praktischen Gründe zum Glauben eine Stärke, die ausreicht gegen Vieles.

Paulus: In Dem, was Du da sagst, steckt ein gehöriges Stück Kulturgeschichte. Indessen, Ueberlegung kann doch auch Gewißheit erzeugen.

Philalethes: Im strengen Sinn des Wortes nicht. Wir sind gewiß, daß wir Das und Jenes wahrnehmen, wir sind des Wissens a priori gewiß und Dessen, was richtig daraus erschlossen ist. Aber alle Erfahrung und Alles, was aus der Erfahrung je erschlossen wird, hat nur Wahrscheinlichkeit. Freilich giebt es eine Wahrscheinlichkeit, die praktisch von der Gewißheit nicht verschieden ist. Ich kann z. B. mit Recht sagen: Ich bin gewiß, daß ich sterben werde, — obwohl die Sache nur sehr wahrscheinlich ist. Jedoch darf man nicht vergessen, daß es sich bei den Gegenständen des religiösen Glaubens immer um Dinge handelt, bei denen nur eine verhältnißmäßig geringe Wahrscheinlichkeit erreicht werden kann.

Paulus: Die Philosophen aber sind der zuletzt von Dir ausgesprochenen Meinung nicht gewesen; sie haben immer ihre Lehren für gewiß gehalten.

Philalethes: Allerdings haben sie Das meistens gethan, aber in eben dem Grade entbehrten sie des wissenschaftlichen Sinnes. Die meisten Philosophen waren eine Art von Dichtern und Jeder von ihnen gründete sozusagen eine Privatreligion. Wissenschaft kann man ihr Verfahren nicht heißen.

Paulus: Mir scheint, Du willst die Möglichkeit einer Metaphysik bestreiten.

Philalethes: Durchaus nicht. In dem Sinne freilich, daß Metaphysik eine Wissenschaft aus allgemeinen Begriffen wäre, deren Sätzen Nothwendigkeit zukäme, leugnen alle verständigen Leute das Vorhandensein einer Metaphysik, — und Du mit ihnen. Wenn man aber unter Metaphysik die Vermuthungen versteht, die auf Grund einer möglichst umfassenden Erfahrung mit Hilfe rechter Schlußweisen über das Jenseits der Erfahrung aufgestellt werden, so fällt jeder berechtigte Einwand weg.

Paulus: Schreibst Du allen in Deinem Sinne metaphysischen Sätzen nur geringe Wahrscheinlichkeit zu?

Philalethes: Nein, denn der Satz, daß Du eine Seele, d. h. ein Innenleben, habest wie ich, oder gar der, daß mein Pudel eine Seele habe, gehören im Grunde zur Metaphysik. Je weiter aber die Schlüsse greifen, um so geringer wird die Wahrscheinlichkeit und alle die metaphysischen Anschauungen über die Gegenstände des religiösen Glaubens können ihrer Natur nach nicht mit großer Sicherheit auftreten.

Paulus: Nach Alledem würde nicht sowohl der Inhalt als die Form der Sätze den Unterschied zwischen Religion und Metaphysik ausmachen.

Philalethes: Gewiß, man könnte sich sogar denken, daß ein Metaphysiker auf die selben Sätze käme, die den Inhalt einer geoffenbarten Religion bilden, und trotzdem würde der Graben unausgefüllt bleiben. Nicht Wenige z. B. halten es für wahrscheinlich, daß die Individualität eines Menschen mit dem Tode nicht ganz erlösche; es werden da gewisse Erfahrungen, Analogien, Zweckmäßigkeitsgründe u. s. w. angezogen. Man nennt Das wohl

einen Unsterblichkeitglauben; aber was ist dieses künstliche, schattenhafte Gebilde neben dem lebendigen Glauben des Christen an sein Jenseits, das ihm gewisser ist als der Sonne Licht?

Paulus: Ich muß gestehen, daß ich nicht recht weiß, wie ich Dir widersprechen könnte. Jedoch bliebe noch die Möglichkeit, daß der anfangs schwankende Glaube des Denkenden allmählich fest und dann dem religiösen Glauben ähnlich würde.

Philalethes: Von vorn herein ist ein wesentlicher Unterschied zwischen dem religiös Gläubigen und dem wissenschaftlich Denkenden der, daß Jener sagt: „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben“, d. h. daß er glauben will, während Dieser jede Beeinflussung seines Denkens durch sein Wünschen für etwas Ungehöriges, Tadelnswerthes hält und genau weiß, daß er gar nicht glauben kann, wie er will. Der Gläubige hält die „gewisse Zuversicht“ nicht nur für etwas Angenehmes, sondern für etwas an sich Gutes, der Denkende dagegen scheut sich vor ihr gerade aus moralischen Gründen; sein Gewissen treibt ihn dazu, so viel und so lange wie möglich zu zweifeln. Nun kommt das von Dir erwähnte Festwerden der Ueberzeugungen freilich alle Tage vor, aber es handelt sich dabei um eine menschliche Schwäche, um ein Nachlassen der Kraft und der Besonnenheit. Viel Werth ist daher auf einen solchen steif gewordenen Glauben nicht zu legen und es lohnt sich nicht, viele Worte darum zu machen.

Paulus: Du Graufamer, ich kann Dir nicht entrennen. Laß uns morgen weiter reden, denn heute ist die Sonne untergegangen und es wird mir kalt.

II.

Philalethes: Ei, da sitzt Du ja schon auf unserer Bank von gestern.

Paulus: Ja, mich verlangt, unser Gespräch fortzusetzen. Zunächst möchte ich Dich fragen: Ist es besser, zu schweigen, d. h. die zeretzende Kritik, mit der dem religiösen Glauben die Wrt an die Wurzel gelegt wird, den Wenigen, die für sie reif sind, vorzubehalten, oder soll man die Verneinung verkünden? Thatsächlich gewährt doch noch Vielen der Glaube Trost und Hoffnung und vielleicht ist der Schaden der Kritik größer als ihr Nutzen.

Philalethes: Mag ein Jeder es mit sich selbst ausmachen, wie weit er „den schwachen Bruder“ schonen will. Ich für meine Person bin nicht für das Verschweigen, denn das Unvermeidliche möchte ich lieber befördern. Der Uebergang von der naiven Auffassung zum wissenschaftlichen Denken ist nothwendig. Es ist wahr, er vollzieht sich langsam und unter Schwankungen; aber es ist besser, ein Freund des Zukünftigen zu sein als ein Hemmschuh. Ueberdies ist der gegenwärtige Zustand doch auch nicht schön. Unser Leben ist durchwachsen von der Lüge, der Zwiespalt zerreißt das Volk und fast durch jede Familie geht ein Riß. Wären Staat und Kirche getrennt, so ließe sich die Sache eher ertragen. Jetzt aber zwingt der Staat seine Bürger zur

schändlichsten Heuchelei. Jeder nachdenkende Mensch muß anerkennen, daß Niemand glauben kann, was er will; daß Der, dessen Urtheil den kirchlichen Glauben verneint, als anständiger Mensch ihn nicht bejahen kann. Trotzdem zwingt der Staat seine Beamten, nicht durch das Gesetz, aber thatsächlich, sich zu stellen, als ob sie dem Kirchenglauben anhängen. Ein Offizier oder ein Regierungsrath, der sich nicht trauen lassen, seine Kinder nicht taufen lassen wollte, könnte sich ohne Weiteres Visitenkarten mit „a. D.“ bestellen. Wir Alle müssen unsere Kinder in die Schulen schicken und zusehen, daß ihnen da die alten Judengeschichten nicht als Poesie, wogegen nicht viel zu sagen wäre, sondern als bare Wahrheit beigebracht werden. Grausam genug wird erzogen, meine eigene Jugend beweist es mir. Wie jedes Kind, nahm ich vertrauensvoll Das auf, was man mich lehrte. Den Konfirmation-Unterricht erhielt ich bei einem geistvollen und beredten Geistlichen. Ihm gelang es, mich für die christliche Lehre zu begeistern. Von da begann der Zwiespalt. Ich wuchs in freisinnigen Bürgerkreisen auf; was mir heilig war, erregte oft bei den von mir Hochgeschätzten ein mildes Lächeln, dessen Bedeutung mir nicht entging. Peinlich war mir die Gymnasialzeit, denn so scharfsichtig war ich doch, daß ich den widerchristlichen Geist der klassischen Erziehung verstand;

mein
 Gymnasium. Daß auch die modernen Klassiker, Shakespeare, Lessing, Goethe, Schiller von Herzen ungläubig waren, diese Einsicht vermehrte meine Noth. Trotz Alledem entschloß ich mich, „Theologie“ zu studiren, hoffend, es werde mir doch gelingen. Auch jetzt sah ich bei den Angehörigen der anderen Fakultäten jenes eigenthümliche Lächeln. Ziemlich drei Jahre kämpfte ich, dann wurde ich klar und nahm den Standpunkt ein, auf dem ich als alternder Mann heute noch stehe. Mein liebevoller Vater gewährte mir die Mittel, mich anderen Studien zuzuwenden, aber mein Leben hatte einen Bruch erhalten und der Frohsinn der Jugend war vorüber. War ich schuld an meinem Unglück? Immerhin ist Das nur ein kleines Beispiel. Die Geistlichen werden auf Bekenntnisse verpflichtet, an die sie — oder wenigstens viele von ihnen — nicht glauben. Das öffentliche wie das private Leben ist von kirchlichen Feierlichkeiten und Formen umschlossen, die für einen großen Theil Derer, die sich ihnen unterziehen, nichts als Zwang sind. Die Kinder heucheln aus Liebe zu den Eltern oder die Mütter vergießen Thränen über den Unglauben der Söhne. Die Frau geht in die Kirche, der Mann zuckt die Achseln dazu u. s. w. u. s. w.

Paulus: Ja, lieber Freund, von der Zerrissenheit unserer Verhältnisse und von der Gleichgültigkeit der sogenannten Gebildeten hier, der Arbeiter dort sind wir ja ausgegangen. Niemand mag die Peinlichkeit des jetzigen Zustandes mehr als ich empfinden. Wenn ich nur einen Ausgang sähe.

Philalethes: Deine Frage war: Kann man dem Volk die Religion er-

halten, mit anderen Worten: Ist es möglich, rückwärts zu gehen? Darauf suchte ich Dir darzulegen, daß es unmöglich ist, den Glauben zu erhalten, daß die Entwicklung des menschlichen Denkens mit Nothwendigkeit zur Zerstörung der gewissen Zuversicht führt, von der der Ebräerbrief spricht. Ist meine Auffassung richtig, dann kann freilich die Religion so, wie sie ist, nicht erhalten werden, denn die gegebene Religion ist zum großen Theil ein Fürwahrhalten.

Paulus: Ich sehe, worauf Du hinauswilst. Du hoffst auf eine neue Religion.

Philalethes: Nicht eigentlich. Ich meine, daß wir das Rechte schon haben, wenn auch verhäßt und mit Fremdartigem verbunden. Um es kurz zu sagen: Ich denke, daß, wenn man von der vorhandenen Religion Das abzieht, was Metaphysik ist, das eigentlich Werthvolle doch zurückbleibe.

Paulus: Das wäre also die Moral

Philalethes: O, welches widerwärtige Wort! Welches Bündel von Mißverständnissen, Schulmeisterei und Professorendünkel! Die wirklichen moros, die Sitte und das ihnen entsprechende Verhalten, die Moralität oder Sittlichkeit auf einer Seite, die ausgeklügelten Lehren der Philosophen über ein phantastisches Gesetz, über Das, was „schlechthin“ gethan werden soll, auf der anderen Seite: Das sagt man in Eins zusammen und hält sich noch für weise.

Paulus: Da wäre ich also schlecht angekommen. Sage mir, Theuerster, was ist denn die Religion, wenn sie nicht Volksmetaphysik ist?

Philalethes: Sie ist Heilslehre, Anweisung zur Glückseligkeit. Wenn man vom Begriff der Religion spricht, so pflegt man an die alten Ur-Religionen zu denken, geht auf deren Entstehung ein und leitet sie theils aus der Furcht vor Gewittern und anderen Erscheinungen, theils aus dem Glauben an Gespenster ab. Alles Das geht uns gar nichts an, denn wir haben es mit Religionen zu thun, die in historischer Zeit von einzelnen Denkern begründet worden sind, insbesondere mit dem Buddhismus und dem Christenthum.

Paulus: Vom Buddhismus weiß ich sehr wenig.

Philalethes: Gerade von ihm sollte man ausgehen, denn er zählt nicht nur mehr Anhänger, sondern ist auch älter und einfacher als das Christenthum. Nichts ist überraschender und lehrreicher als die Vergleichung dieser beiden Religionen. Die Inder und die Juden hatten Das gemein, daß sie vorwiegend religiöse Völker waren, daß die Religion in einer Weise den Mittelpunkt ihres Lebens bildete wie nirgends sonst. Hier wie dort erschien ein Reformator, der sozusagen die Blüthe des religiösen Volksgeistes darstellte, den verborgenen Kern aus der harten Schale löste und durch Befreiung der Schale auch anderen Völkern das Beste des indischen und des jüdischen Geistes genießbar machte. Der Prinz Gautama, erzählen die Buddhisten, wurde durch die Erkenntniß der menschlichen Vergänglichkeit und des mensch-

lichen Elendes schwermüthig. Er verließ Vater, Weib und Kind, Reichthum und Reich, um nach Erlösung zu suchen. Lange Jahre suchte er in den Lehren und Kasteiungen der Priester und der Büßer die Wahrheit und fand sie nicht. Endlich trat die Erleuchtung ein und der Heilige erkannte, daß die selbstsüchtige Lust die Ursache des Leides ist, daß, wer auf dem rechten Wege sein Selbst überwindet, die Erlösung erlangt. Diese Sätze enthalten eigentlich die ganze Religion Buddhas und ihre erhabene Einfachheit ist unvergleichlich. In ihnen ist, wie mir scheint, für alle Zeiten das Wesen der Religion ausgesprochen. Jeder wahrhaft religiösen Bewegung, die die Welt gesehen hat, liegen sie zu Grunde und alle Heiligen waren, mehr oder weniger, Erscheinungen Buddhas.

Paulus: Wenn man aber von dem Buddhismus spricht, so ist immer von Pessimismus, Quietismus, Atheismus die Rede.

Philalethes: Die Ismusse beruhen theils auf Mißverständnissen, theils auf Uebertreibung. In gewissem Sinne ist es eine Forderung a priori, daß eine Religion pessimistische Voraussetzungen habe. Sie muß von der Noth des Lebens ausgehen, denn ohne Noth kein Verlangen nach Seligkeit, keine Erlösung. Glückselige Menschen brauchen keine Religion. Doch ist dieser religiöse Pessimismus keine Lehrmeinung, noch gar eine Berechnung, um wie viel mehr Unlust als Lust in der Welt sei, sondern einfach ein Hinweis auf die Erfahrung. Daß von den buddhistischen Lehrern die Welt etwas arg grau in Grau geschildert wird, Das ist ohne Weiteres zuzugeben, trifft aber das Wesen der Sache nicht. Der Vorwurf des Quietismus ist in unseren Tagen eine gefährliche Anklage, denn Dem wird leicht verziehen, der sein Leben zum Geldverdienen verwendet, Dem aber niemals, der etwas Höheres kennt als die „nationale Kulturarbeit“. So weit ein buddhistischer Quietismus wirklich besteht, ist er ein Mißbrauch. In den Heiligen Schriften wird von Dem, der sich zu Buddha bekennt, vielmehr unerwähnte Thatkraft gefordert. Der, der innerlich lebendig ist, weiß, daß auch ein beschauliches Leben ein Leben der Arbeit ist. Atheistisch ist Buddhas Lehre insofern, als „ein Gott, der nur von außen stiehe“, ausdrücklich abgelehnt wird und als der Gottesglaube nicht zum Wesen der Religion gerechnet wird. Doch würde die reine Lehre Buddhas der Gläubige eben so gut aufnehmen können wie der Ungläubige.

Paulus: Nun erst sehe ich klar: Du bist ein Buddhist.

Philalethes: Durchaus nicht. Meine Meinung ist nur die, daß das wahre Wesen der Religion nirgends so klar und so einfach zu erkennen ist wie in der Lehre Buddhas. Es ist jedoch nicht zu verlangen, daß wir Buddhisten werden sollten. Der Buddhismus wurzelt, eben so wie das Christenthum im Judenthum, im indischen Geiste und ist mit eigenthümlich indischen Bestandtheilen durchsetzt, die vergänglichlicher Art sind. Ist Buddhas Lehre auch freier von metaphysischen Auffassungen als jede andere Religion,

so ist sie doch nicht frei von ihnen. Dahin rechne ich die Karma-Lehre, ganz besonders aber die eigenthümliche Psychologie. Buddha bekämpft die Selbstsucht, beschränkt sich aber nicht auf das Praktische, sondern kommt immer wieder auf die Darlegung zurück, daß es hinter den seelischen Zuständen kein selbständiges Ich gebe. Inwieweit die Bekämpfung des Atman selbst berechtigt sei, kann man dahingestellt sein lassen; auf jeden Fall haben diese theoretischen Erörterungen keinen religiösen Charakter. Die indische Neigung zum „Intellektualismus“ berührt uns überhaupt vielfach fremdartig. Durch das Metaphysische wird auch der Begriff des Nirwana getrübt. An vielen Stellen bezeichnet Nirwana (Erlöschen) den Zustand des Erlösens, in dem Begierde und Sorge erloschen ist, also Das, was die Christen den „Frieden Gottes“ nennen. Außer dieser religiösen hat aber das Wort auch noch eine metaphysische Bedeutung und bezeichnet den Zustand, in den der Fromme nach dem Tode eintritt. Du siehst aus diesen Andeutungen, daß ich nicht gesonnen bin, mich den „modernen Buddhisten“ anzuschließen.

Paulus: Schön, ich nehme meinen Verdacht zurück. Entschuldige, daß ich Dich vom Wege abgelenkt habe. Erlösung durch Ueberwindung der Selbstsucht ist also nach Deiner Auffassung die Religion?

Philalethes: In der That. Jedoch darf man nicht vergessen, daß diese Einsicht nicht in das Bewußtsein des Religiösen einzutreten braucht. Es genügt, daß er ihr gemäß lebt, und thatsächlich ist sie so klar und deutlich wie in Buddhas Lehre bei den anderen Religionen nicht zu finden. Ich meine, man müsse sich die Sache folgendermaßen vorstellen. Kein lebendes Wesen kann in seinem Denken und Thun einen anderen Zweck verfolgen als seine Lust. Alles kommt darauf an, woran man seine Lust findet. Des Nachdenkens wichtigste Aufgabe ist jederzeit der Weg zum Glück gewesen, bei praktischen Menschen sowohl als bei philosophirenden. In der Praxis aber und eben so in der Philosophie zeigte es sich mit der Zeit, daß das Verfahren des natürlichen Menschen nicht zum Ziele führt. Die vergoldeten Rüsse sind hohl. Alles, worauf der Sinn des natürlichen Menschen zunächst gerichtet ist, Essen, Trinken, geschlechtliche Befriedigung und Macht, es vermag das Herz nicht auszufüllen. Abgesehen davon, daß die irdischen Güter bald unerreichbar sind, bald verloren werden, ist unser Wesen derart, daß der Genuß ermüdet und, obwohl das Verlangen nie erlischt, nach Erreichung unserer Wünsche die dauernde Befriedigung fehlt. So erwächst die Sehnsucht nach einem Gute, das unabhängig von Glück und Unglück ist und das „Frieden und volles Genügen“ gewährt. Wider Erwarten wird dieses Gut gefunden, wenn der Wille sich wendet, wenn das Ich, dem bis dahin alle Sorge galt, vergessen wird. Sicher ist diese Wahrheit zunächst durch Erfahrung, nicht in Begriffen erworben worden. Man erfährt an seiner Person,

daß die „Hingebung“ beglückt, sei es die an einen geliebten Menschen, sei es die an einen Herrn, an die Gemeinde und das Vaterland, an eine Idee.

Paulus: Diese Hingebung ist aber doch noch nicht Religion.

Philaletheß: In gewissem Sinne doch, wie wir denn auch von Einem sagen, der sich bei einer Sache ganz vergibt, er diene seiner Sache mit religiösem Eifer. Religion ist die prinzipielle Hingebung, das grundsätzliche Aufgeben, Vergessen, Beiseiteschieben des Ich. Jede Religion stellt die Regeln auf, denen gemäß man leben soll und die oft sehr unpassend religiöse Moral genannt werden. Die Regeln, die nach religiöser Vorschrift den Weg zur Seligkeit bilden, haben mit der Moral, dem Herkommen direkt nichts zu thun. Sie werden mit „Du sollst“ eingeleitet und man hat diese Form mißverstanden, bestritten, verspottet. Aber sie bedeutet weder Das, daß in ihr der Befehl eines Gottes gegeben sei, noch Das, daß sie eine absolute Forderung — d. h. ein Unsinn — sei, sondern das „Du sollst“ heißt einfach, „Das und Das mußt Du thun, wenn Du selig werden willst“, es ist der Wegweiser für den Heilsweg mit befehlendem Zeigefinger. Also: die Regeln der Religion gelten für Jedermann und jede Zeit; die weltliche Hingebung ist von Zeit, Gelegenheit und individuellen Verhältnissen abhängig, die religiöse umfaßt das ganze Leben und sieht von allen Einzelverhältnissen ab.

Paulus: Sollte Deine Auffassung nicht doch ein mehr theoretischer Aufbau sein? Mir scheint, daß ihr nicht nur die allgemein geltende Deutung des Begriffes der Religion widerspricht, sondern auch der Inhalt der gegebenen Religionen.

Philaletheß: Du darfst nicht vergessen, daß das Wirkliche nicht mit bewußter Einsicht hergestellt worden ist, daß unsere menschlichen Einrichtungen offenbar unbewußt entstanden sind. Man hat sich tastend fortbewegt, überall ist Neues und Altes, Wichtiges und Falsches vermischt. Wollen wir klar sehen, so müssen wir tiefer einzubringen suchen; doch heute reicht die Zeit dazu nicht. Ist es Dir recht, so treffen wir uns morgen wieder.

Paulus: Von Herzen gern. Besonders wünsche ich, zu erfahren, wie sich Dir unsere christliche Religion darstellt.

Philaletheß: Also auf morgen!

III.

Paulus: Willkommen, alter Freund! Seit gestern bewege ich Deine Lehren in meinem Herzen, ohne doch zur Klarheit kommen zu können. Spielt nicht in unserer Religion das persönliche Verhältnis zu Gott die erste Rolle und bleibt Etwas von ihr übrig, wenn der Gottesglaube als entbehrlich angesehen wird?

Philaletheß: Wir werden da auf das Geschichtliche eingehen müssen. Eine der merkwürdigsten Thatsachen ist die siegreiche Ausbreitung des Christen-

thums. Wie war sie möglich? Man kann, glaube ich, nur antworten: Das Christenthum siegte, weil es die Menschen beseligte, weil es ihnen eine Lust gewährte, die sie auf andere Weise nicht erlangen konnten und die ihnen als so groß erschien, daß alles weltliche Glück und das Leben selbst daneben ihren Werth verloren. Die Frage würde also lauten: Wodurch beseligte das Christenthum die Menschen?

Paulus: Die landläufige Antwort geht dahin, daß die Hoffnung auf die jenseitige Herrlichkeit die Lodspeise war. Die Christen waren selbst dieser Meinung, wie der Apostel Paulus sagt (1. Kor. 15): „Hoffen wir allein in diesem Leben auf Christum, so sind wir die elendesten unter allen Menschen.“ „Was hülf' mir's, so die Tcten nicht auferstehen? Laßt uns essen und trinken: denn morgen sind wir todt.“

Philalethes: Der Apostel war mehr Theologe als Psychologe und thut sich in den angezogenen Worten großes Unrecht. Es liegt hier ein Beispiel von Irrthum über das Motiv vor, einem der Irrthümer, von denen die Geschichte der Religion wimmelt. Erleben und bewußt Erfassen sind überall Zweierlei. Wie könnte man annehmen, daß die Apostel und die Blutzengen der Kirche nur in Rücksicht auf eine Belohnung nach dem Tode gehandelt hätten? Der Mensch wird an eine vorgepiegelte Zukunft niemals Gut und Leben setzen, er thut es für die Religion, weil sie ihm ein gegenwärtiges Gut ist, weil er ihren Segen nicht erwartet, sondern wahrnimmt, so zu sagen schmeckt und fahlt. Weil das Glück, das er in der Religion findet, größer ist als jedes andere ihm bekannte, deshalb opfert er ihr alles Andere. Auch der Apostel Paulus konnte nur deshalb so leben, wie er gelebt hat, weil er in der Religion seine Seligkeit schon gefunden hatte, nicht erst sie von einer unbestimmten Zukunft erwartete.

Paulus: Das scheint mir richtig zu sein. Aber nun antworte selbst auf Deine Frage.

Philalethes: Ich möchte mit der Verneinung beginnen. Der Erfolg des Christenthumes lag nicht in seiner Metaphysik. Der Apostel Paulus, auf den ich zurückkomme, weil er das junge Christenthum nicht nur vertritt, sondern es selbst ist, erblickt den Kern seiner Lehre in der Verkündung der Auferstehung Jesu von Nazareth. Wäre ein Grieche von der Thatsächlichkeit der Auferstehung überzeugt worden, so hätte er zunächst darin nur ein höchst merkwürdiges Naturereigniß sehen können. Anders sagt der Apostel die Sache auf; mit einer wunderlichen Pharisäer-Theologie knüpft er an das fragliche Ereigniß seine Lehre von der Rechtfertigung und dieses unerquickliche Gespinnst hält er für das eigentlich Werthvolle, das er den Römern zu geben hat. Es ist bekanntlich sehr schwer, sich von den überkommenen Meinungen ganz frei zu machen, und selbst der kühnste Neuerer

pflegt mehr vom Alten zu bewahren, als er denkt. Der Apostel lehrt: nur der Glaube an den auferstandenen Christus bringt das Heil; im Uebrigen aber hält er an seinen früheren jüdischen Ansichten ganz fest. Daß die jüdisch-christliche Metaphysik die alte Welt überwunden habe, Das ist ein geradezu absurder Gedanke. Thatsächlich wurde sie mit in den Kauf genommen, weil etwas Anderes die Herzen bezwang. Sie galt für die Hauptsache, war es aber nicht, — und so ist es während der ganzen Geschichte der Kirche geblieben. Die Metaphysik, d. h. das Dogma, spielte die erste Rolle, ja, schien oft Alles zu sein, obwohl das Andere allein der Kirche das Leben erhielt und in der Stille wirkte.

Paulus: Ja, was war denn nun „das Andere“?

Philoletos: Es war der religiöse Geist des Judenthumes. Er ist der Sieger.

Paulus: Wie meinst Du Das?

Philoletos: Im Judenthum bildete, ähnlich wie bei den Indern, die Religion den Mittelpunkt des Lebens. Alles drehte sich darum, daß der Wille Gottes geschehe. Die Verwirklichung des Reiches Gottes ist das Ideal des frommen Juden. Als reinste Blüthe des jüdischen Geistes steht Jesus von Nazareth vor uns; er lehrte ja eigentlich nichts Neues, sondern verkündete nur durch Wort und That seines Volkes Geist. Im Judenthum aber war die Religion gebunden und verhält durch das Gesetz. Erst, als in der Entstehung des Christenthumes der jüdische Geist diese Puppe verließ, konnte er sich frei entfalten und auf die Welt wirken. Zum Glück besitzen wir in den Briefen des Apostels Paulus die geschichtlichen Belege und deshalb sind wir über diesen Vorgang besser unterrichtet als über sehr viele andere historische Entwicklungen. Als der Apostel zu der Ueberzeugung gekommen war, daß das mosaische Gesetz nicht festgehalten zu werden brauche, bestand seine Predigt in der Verkündigung von dem auferstandenen Christus und aus den Lehren jüdischer Frömmigkeit. Diese waren für ihn nichts Neues; er selbst sagt, daß er von Niemand Lehre angenommen habe, nachdem ihm auf wunderbare Weise die Ueberzeugung von der Auferstehung Christi beigebracht worden war. Es ist also von einer „christlichen Moral“ gar keine Rede: die giebt es gar nicht. Alle Verhaltungsvorgaben, die das Neue Testament enthält, sind der Ausdruck jüdischer Frömmigkeit; und auch der Apostel Paulus trägt, so weit er sich nicht in theoretischen Auseinandersetzungen ergeht, einfach Das vor, was er als frommer Jude für das Richtige hält. Das Praktische ist ihm sozusagen selbstverständlich und er legt das Hauptgewicht, als auf das für ihn Neue, auf seine metaphysischen Lehren. Für uns, die wir zurückblicken, kann es gar kein Zweifel sein, daß der Erfolg der ersten Christen von ihrem frommen Verhalten abhing, nicht von ihren Ansichten über die Dinge im Himmel. Der Befehrte wurde selig,

weil er „einen neuen Menschen anzog“, und sein Verhalten überzeugte die Anderen, daß doch Etwas an der Sache sei. Die Theorie wurde hier wie anderswo für das Wichtige gehalten, war es aber nicht. „Denn das Reich Gottes stehet nicht in Worten, sondern in Kraft“ (1. Kor. 4, 20).

Paulus: Du drückst Dich etwas unbestimmt aus. Man unterscheidet gewöhnlich Ceremonial- und Sittengesetz. Jenes falle im neuen Bunde weg, dieses bleibe in Kraft.

Philalethes: Da das „Gesetz“ das ganze Leben des jüdischen Volkes regelte, so ist es begreiflich, daß die Bestandtheile sehr verschiedener Art sind. Auch von dem sogenannten Sittengesetz hat nur ein Theil religiöse Bedeutung. Das eigentlich Wichtige sind nicht einzelne Vorschriften, sondern die fromme Gesinnung ist es. Durch sie wird der Mensch excentrisch, er verlegt seinen Mittelpunkt außer sich. Nicht sein Gewinn, seine Ehre ist ihm nun die Hauptsache, sondern Gottes Wohlgefallen. Wenn ich Dich nur habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde, singt der Psalmist. Der Apostel sagt: „Ich lebe aber, doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir“ (Gal. 2, 20). Die Christen legen den Ton auf „Christus“, ich meine, es komme auf das „nicht ich“ an. Wer von sich sagen kann, daß er nicht mehr sich selbst lebe, Der ist fromm, mag das Positive Dieses oder Jenes sein. Die Frömmigkeit in diesem Sinne wuchs im Judenthum wie eine Knospe, entwickelte sich zur Blüthe im Christenthum, sie war das starke Kreuz für die griechisch-römische Welt, sie siegte.

Paulus: Ich gestehe, daß mir Deine Auffassung gefällt.

Philalethes: Die Kraft des Christenthumes war ein Geheimniß, nur Die konnten sich von ihr überzeugen, die in das Innere hineingebracht waren. Die außen Stehenden sahen nur den jüdischen Aberglauben, der den Mantel bildete, und ihnen mußte die ganze Bewegung als unangenehm und räthselhaft erscheinen, wie wir es z. B. bei Tacitus sehen.

Paulus: Immerhin wirst Du zugeben müssen, daß die Verweisung auf das Jenseits eine wichtige Rolle spielte.

Philalethes: Das will ich durchaus nicht leugnen. Sehen wir doch auch heute, daß Dem, der an ein Wiederfinden im Himmel und an eine ausgleichende Gerechtigkeit glauben kann, aus diesem Glauben ein siegreicher Trost erwächst. Jedoch ist der Unsterblichkeitsglaube dem Christenthum nicht eigenthümlich; er war in der alten Welt weitverbreitet, — stammt doch auch der jüdisch-christliche Glaube an die Auferstehung aus Persien, die Germanen glaubten an Walhall und so fort. Ueberdem hat der christliche Himmel für den natürlichen Menschen weniger Anziehung als die anderen Vorstellungen vom Jenseits. Ich möchte daher in der Lehre von den letzten Dingen, die freilich in der Bekehrungspredigt den größten Raum einnimmt, nur ein Hilf-

motiv sehen. Man darf überhaupt nicht verkennen, daß die werbende Kraft der christlichen Lehre vielfach war. Wenn auch nicht in der Verkündigung des Paulus, so trat doch später mit der Verbreitung der Evangelien die rührende Gestalt des Erlösers, sein Leben und sein Wort, in den Vordergrund und warb mit persönlicher Kraft. Eben so wenig unterschätze ich die Bedeutung des Gedankens an einen liebenden Gott gegenüber den mehr oder weniger gleichgiltigen und hochnäsigen Göttern des Alterthumes und der barbarischen Völker. Daß aber das eigentlich Durchschlagende nicht das Dogma war, sondern die Erfahrung, ein frommes Leben mache glücklich: Dies anzunehmen, bestimmt mich, abgesehen von psychologischen Erwägungen, der Hinblick auf den Siegeslauf des Buddhismus.

Paulus: Da wären wir glücklich wieder bei Buddha.

Philalethes: Nun, ja freilich.

Paulus: Ich habe gestern Abend über den Buddhismus nachgelesen und mir scheint, daß da auch Theorie und Praxis verschieden sind. So weit der Buddhismus lebendig ist, scheint die „reine Lehre“ überall mit dem Glauben an Götter, und zwar meist mit recht abergläubischem Glauben, durchsetzt zu sein. Diese Betrachtung führte mich auf den Gedanken, daß die Menschennatur selbst neben dem Negativen ein Positives fordert, neben der Entsagung, die die alten Lebenszwecke unbrauchbar macht, einen neuen Lebensinhalt. Auch da, wo der Mensch zum Theil Entsagung übt, als Vater, als Freund, als Glied des Volkes, da entsagt er nicht, um zu entsagen, sondern um der Anderen willen. Wie wäre die prinzipielle Hingebung, um Deinen Ausdruck zu brauchen, möglich, ohne daß ein Anderes „um — willen“ einträte? Nun kann aber nur das Höchste diese Stelle einnehmen, das Höchste aber in jedem Sinne nennen wir Gott. Der Fromme thut Das, was er thut, „um Gottes willen“. Gott ist also doch unentbehrlich.

Philalethes: Ich gebe Dir ohne Weiteres Recht, so weit das historische Argument reicht. Indessen dürfte es doch eine Stufe geben, auf der das Positive entbehrt werden kann.

Paulus: Eben Das bestreite ich. Denn wir müssen Folgendes überlegen. Buddha sagt: Der auf dem rechten Wege sein Selbst Ueberwindende erlangt Erlösung. Warum soll der Mensch sein Selbst überwinden? Befolgt er die Lehre, ohne nachzudenken, aus Gehorsam, nachahmend, so erlangt er die Wirkung allerdings. Fragt er aber nach dem Grunde, so entsteht die Gefahr, daß die psychologische Einsicht den Gewinn zerstöre. Denn sobald er sich zu seinem eigenen Besten überwinden will, fällt er in die bewußt egoistische Art zurück. Auch ist ja dann das Ziel und die Ueberwindung um des Ich willen eben so wenig befreiend wie sonst ein Ich-Streben.

Philalethes: Um, — indessen die Erfahrung zeigt doch, daß eben die Sorge um das Heil der Seele das religiöse Motiv ist.

Paulus: Du selbst hast sehr richtig, als wir vom Apostel Paulus sprachen, auf den Irrthum über das Motiv hingewiesen. In Wahrheit gehen die Dinge wohl so vor sich, daß der Mensch wie zu seinen Künsten und zu seinen Tugenden so zum religiösen Leben durch seine Natur getrieben wird, daß er bei glücklicher Organisation instinktmäßig das Rechte ergreift und erst hinterher Gründe für sein Handeln sucht. Wäre die Sorge um das Heil der Seele allein vorhanden, sie erreichte nie die Stärke, die natürlichen egoistischen Antriebe zu überwinden. Thatsächlich ist die Selbstüberwindung nur dann möglich, wenn der Mensch von Natur so reich an Liebe ist, daß dieser Trieb die Vorherrschaft erlangt.

Philalethes: Aber mein Bester, wenn Du den Menschen ganz zum Triebwesen machst, so wird die religiöse Lehre ja ganz überflüssig.

Paulus: So meine ich es denn doch nicht. Der Mensch ist eben ein Doppeltwesen, er handelt theils aus Instinkt, theils nach Zwecken. Die Entwicklung geht dahin, das bewußte Leben mehr und mehr zu steigern. Daron ist nichts zu ändern, wir müssen von der Unschuld durch Zweifel und Fehlgriiffe zur Tugend. So muß auch die unbewußte Religiosität zur bewußten werden und die falschen Motive gehören nur dem Uebergange an. Wir können gar nicht anders, wir müssen Motive für das Handeln aufstellen und es kommt nur darauf an, daß wir die rechten finden.

Philalethes: Das rechte religiöse Motiv also wäre?

Paulus: Alles um Gottes willen zu thun oder aus Liebe zu Gott.

Philalethes: Dann aber sitzen wir wieder in der Metaphysik und die erste Frage lautet: Was ist Gott?

Paulus: Kenne es Metaphysik oder anders, auf den Namen kommt nichts an. Im Grunde ist Das, was ich sage, nur die Uebersetzung der unbewußten Religiosität in das Bewußte. Selbstverleugnung und Mitgefühl sind nur die zwei Seiten der selben Münze. Dieses ist, in Begriffe übersetzt, die Erkenntniß, daß wir Eins mit den Anderen sind, jene ist der Folgesatz, daß die Beschränkung auf das Ich eine Täuschung ist. Die durchgehende Selbstverleugnung setzt auch das durchgehende Mitgefühl voraus, die Erkenntniß, daß wir Eins sind mit allen Wesen, mit der Welt. Daraus ergiebt sich ohne Weiteres, daß wir uns in der Welt wiederfinden müssen, daß Das, was unseren Kern bildet, auch im Herzen der Welt wiederzufinden sei, daß somit ein Gott — in diesem oder jenem Sinne — vom religiösen Gefühl gefordert werde.

Philalethes: In diesem Sinne freilich, alter Freund, möchtest Du Recht haben. Doch kommt die Nacht herauf, wir müssen enden.

Paulus: Auf Wiedersehen!

Das Löwenmaul.

Es war einmal ein Löwenmaul, das stand im fernen Süden in dem herrlichsten Garten der Welt, dicht bei Florenz. Eigentlich war es erst ein Löwenmäulchen, denn es war so klein, daß man kaum sah, wenn man sich nicht bückte. Es stand im Winkel dicht an der hohen, dicken Mauer, die den Garten umfriedete; dorthin war es geworfen worden, als der alte Gärtner Raffaelo die Rabatten gejätet und das Pflänzchen versehentlich mit ausgerissen hatte. Aber das Löwenmäulchen war nicht gewillt, zu verderben, weil eine rohe Hand es mißhandelt und für Unkraut gehalten hatte. Es biß sich mit seinen Wurzelsäferchen fest und saugte so viel Kraft aus dem allmütterlichen Boden, daß es nach kurzer Mattigkeit sich erholte und aufrecht da stand, kurz und stramm, jeder Zoll ein Löwenmaul. Als es größer wurde, sah es um sich und merkte, daß es unter lauter nichtsnuzigem, schlimmem Unkraut stand und viel hören und sehen mußte, was ihm nicht behagte. Aber auch das Unkraut war ungehalten über den Eindringling, der ihm ein Stückchen Erde fortnahm, und setzte ihm hart zu. Auf jeden Angriff jedoch hatte das Löwenmaul eine scharfe Erwiderung; Allen, die mit ihm anbanden, zeigte es die Zähne; und es behielt stets das letzte Wort. Am Meisten ärgerten sich die dummen Brennnesseln über das papige, lecke Ding, das was Besseres sein wollte; sie rückten immer näher heran, schossen schnell in die Höhe und reichten sich die Blätter, um es zu unterdrücken. Unterdessen schoben die wilden Himbeeren ihre stacheligen Ranken immer weiter vor. Hatten sie erst den Kreis vollendet, so war das Löwenmäulchen in ihrer Schlinge, dann brauchten sie ihm nur die langen Dornen ins Fleisch zu bohren, daß es verblutete. Die kleine Pflanze sah die Gefahr, dachte aber: „Noch ergeb' ich mich nicht, wozu bin ich ein Löwenmaul?“ Und das Glück war ihm gewogen. Die Ranken und Brennnesseln kamen einander ins Gehege und in ihrem Zorn über die Unverschämtheit, die Eins dem Andern vorwarf, vergaßen sie ganz das Löwenmaul, das sie vereint hatten umbringen wollen. Es klemmte sich dicht an die Mauer, wuchs fleißig weiter und überlegte: „Nein, Dies ist kein Leben, ich muß fort von hier, fort aus dem gehässigen Jank und Streit um ein Stückchen Erdboden, fort aus der Enge und der Häßlichkeit, die mich umgibt. Hier ist es kalt und dunkel; ich muß und will in Sonne und Wärme leben. Ach, nur fort von hier, in die Sonne, in die goldene Sonne!“ In der Ferne sah es den leuchtenden Sonnenschein über dem Garten liegen, die Blumen öffneten lächelnd ihre Kelche und die Früchte dehnten sich wohlthig in heimlicher Süße. „Das ist's, was mir fehlt“, sagte sich das Löwen-

maul, „Das ist's, was ich will: die Sonne. Und nun vorwärts! Aber wo finde ich den Weg? Ueber mir ist der unendliche Himmel, unter mir das Unkraut, hinter mir die Mauer: also muß ich hinüber in den Garten. Aber weit ist's! O so weit, so weit! In hundert Jahren bin ich wohl dort!“

Dann sagte sich ein Herz und streckte sich vornüber der Sonne entgegen. Aber dabei bog es sich über eine Winde, die schlang schnell einen zarten Arm um die Pflanze und klammerte sich fest an. Das Löwenmaul empfand halb Beklemmung und Athemnoth, so daß es sich breit machen und die Umarmung der Winde abschütteln wollte, aber die Winde klammerte sich fester und immer fester und umspann das Löwenmaul endlich von unten bis oben. „Du machst mir das Wachsen unmöglich“, leuchtete es, „lasse mich doch los.“ „Ach nein“, flüsterte die Winde, „ich bin so zerbrechlich und anschniegend und bedarf der Stütze. Ohne Dich falle ich zu Boden. Halte still und trage mich, tapferes Löwenmaul, dafür wärme ich Dich im Winter und Du trinkst aus meinen Blüthentelchen.“ „Ich habe keine Zeit“, klagte das Löwenmaul, „ich muß eilig vorwärts zur Sonne.“ „Dann nimm mich mit“, flehte die Winde, „ich lasse Dich nicht los.“ Schwerer und immer schwerer trug das mannhafte Löwenmaul an seiner Last und schmerzlicher, immer schmerzlicher stöhnte es in seiner heimlichen Sehnsucht. So blieb's, bis die zarte Winde verblüht war und das Löwenmaul mit einem Ruck die vertrockneten Ranken sprengen konnte. Befreit athmete es auf und blickte wieder um sich. Aber schon war ein anderer Feind in der Nähe. Der Epheu war an der Mauer emporgeklettert, bis über den Erdhaufen hinaus, auf dem das Löwenmaul stand. Nun sagte der Epheu zu und drückte es gegen die Mauer. „Laß mich los!“ herrschte das Löwenmaul den Epheu an, „Du bist stark genug, dünkte ich, und kannst allein vorwärts kommen.“ „Sieh doch da“, meinte der Epheu, „Du bist ja recht schnippisch und nimmst den Rand voll; Das thun alle Kleinen. Nun sieh nur zu, wie Du mich los wirfst. Die Mauer gehdret mir und Du hast hier nichts zu suchen.“ Und die Ranke preßte das Löwenmaul erbarungslos gegen die Mauer, daß es ächzte und stöhnte. Es war ein Kampf auf Leben und Tod. Das Löwenmaul stemmte sich gegen den Epheu, daß seine kleinen Blüthen von der Anstrengung blau wurden, der Epheu aber war zäh und gefühllos und achtete der Schmerzen des Löwenmauls nicht. Als dieses seine Kräfte langsam schwinden fühlte, biß es die Zähne zusammen und sagte zu sich: „Wohlan, soll ich erstickn, so will ich wenigstens ohne Klage verschwinden. Es ist immer noch besser, zu sterben, als unter Unkraut in einem finstern Winkel zu leben.“ Damit lehnte es sich fest gegen die Mauer und der Epheu drückte aus Leibeskräften nach.

Nach einem Weilschen war es dem Löwenmaul, als fühlte es den Druck nicht mehr; der Schmerz ließ nach, es athmete freier. „Was ist denn Das?“

baute es, „hat die tote Mauer mehr Herz als der lebendige Epheu?“ Es biß fest hinein, — und wirklich: die Mauer gab nach. Das Löwenmaul war, statt auf einen Stein, gerade gegen ein Loch gerathen, das man zum Abzug des Wassers gelassen hatte. Die Oeffnung hatte sich auf beiden Seiten der Mauer mit Erde verstopft, in der Mitte aber war sie hohl geblieben. Als nun das Löwenmaul mit aller Kraft gegen die Oeffnung drückte, gab die Erde so weit nach, daß es nicht zerquetscht wurde, sondern langsam einen Weg durch die Oeffnung in die Mauer sich bahnte. Anfangs erschrak es über die Dunkelheit und die modrige Luft, aber es raffte sich zusammen und rief ganz laut, um sich selbst zu überzeugen, daß es Muth habe: „Löwenmaul! Löwenmaul!“ „Wer schreit denn da so?“ rief entrüstet eine alte, fette Gartenmaus. „Wir bewohnen diese ehrwürdige Stätte seit hundert Jahren und haben solchen ungehörlichen Lärm hier noch nicht gehört.“ „Ei, so freut Euch doch, wenn ich Euch einmal aus dem Schlafe wecke“, meinte led das Löwenmaul, neubelebt durch die Gewißheit, daß es auf dem dunklen Wege nicht ganz allein sei. „Was thut Ihr hier denn eigentlich in der Dunkelheit?“

„Wir philosophiren“, erwiderte mit würdigem Ernst die Spinne, die zahlreiche künstliche Netze über die Mauer gewoben hatte. „Wenn Du klug wärest, würdest Du in diesem Tempel der Weisheit bleiben. Aber Du kannst uns nicht verstehen, Du bist nicht gehörig vorbereitet. Wie kommst Du überhaupt hierher in unsere heilige Mitte?“ „Ich bin auf dem Wege zur Sonne“, sagte das Löwenmaul, „ist's noch weit dahin?“

„Da sieh Du selber zu“, meinte die fette Maus, „uns ist die Sonne ganz gleichgiltig.“

„Gleichgiltig?“ rief die Spinne aus einem Netz heraus. „Das ist nicht richtig ausgebrückt: die Sonne ist uns verhaßt. Gehörst Du zu Denen, die Licht und Luft lieben, so entferne Dich aus unserem Bereich, wir haben keine Gemeinschaft mit Dir!“

Das Löwenmaul ließ sich Das nicht zweimal sagen. Es lachte noch einmal heimlich in sich hinein und dann ging's wieder an die Arbeit und tastete und schob sich den finsternen Weg entlang, Tag und Nacht. Wollte ihm der Muth sinken, so rief es laut seinen eigenen Namen. Es war eine dunkle, schwere Zeit. Aber alles Schwere nimmt einmal ein Ende und so stieß auch das Löwenmaul eines Tages gegen den Erdklumpen in der vorderen Oeffnung der dicken Mauer. Ein Weilkchen hielt es inne, um tief Athem zu schöpfen; dann fing es an, sich durch den Erdkloß hindurch zu arbeiten, und bohrte und bohrte, keuchend und ächzend, bis die Erde leise abbröckelte und einige lose Stückerl polternd herabfielen. Nun sah es schon einen hellen Schein und neue Hoffnung und neue Kraft durchrieselten es. Mit Aufbietung aller Kräfte stemmte es sich gegen die Erdwand und . . . wirklich . . . sie

giebt nach . . sie weicht; noch ein Stoß . . und plötzlich rutscht der ganze Erdklumpen aus der Oeffnung heraus, schlägt auf die Straße auf und zerfällt in tausend Stückchen. Der Weg war frei.

Das Löwenmaul stand in der Oeffnung und guckte blinzelnb hinaus, erst mit einem Auge, damit es sich an die Helligkeit gewöhnte, dann mit beiden. Da war ja die goldene Sonne! Groß und warm stand sie am tiefblauen Himmel und grüßte das tapfere Löwenmaul mit holdseligem Lächeln. Die ganze Welt war voll von Sonnenschein, es flimmerte nur so in der Luft und ein weicher, balsamischer Hauch liebte seine Blätter und machte es innig froh.

Das Löwenmaul schaute die Schönheit. Und wie es schaute, schloß sein Sehnen ein und es ward ganz still und weich. Kein Laut kam über seine trogigen Lippen und plötzlich senkte es seine Blätter demüthig nach unten und weinte und schluchzte so selbstvergessen, als ob sein Herz gebrochen wäre.

Elisabeth Gnaud-Röhne.



Der Talmud.

Von feindlicher Seite ist der Talmud als der Ausbund aller Schlechtigkeit als Quintessenz aller menschlichen Bosheit und aller Teufelei, der nur die Juden säßig sind, hingestellt worden, während die Mehrzahl der heutigen Apologeten über leichte Lobeserhebungen nicht hinausgelangt ist. Bedauerlich ist, daß der in der Oeffentlichkeit geführte Streit kein objektives, wissenschaftliches Urtheil gereift hat; erklärlich ist es dadurch, daß sich in der Regel Leute mit dem Gegenstande befaßt haben, die durchaus nicht dazu berufen sind. Dem Judenthum abtrünnig gewordene Eideshelfer werden mit Entgegenkommen empfangen; denn in den politischen Kämpfen sieht man von Reinlichkeit leicht ab, — und den Juden hinwieder drängen sich Freunde auf, die den Talmud in Grund und Boden zu vertheidigen im Stande wären. Die üblichen Gemeinplätze vermögen weder zu überzeugen noch die Wissenschaft zu bereichern.

Eine wirkliche Erschließung der Literatur, die man gewöhnlich mit dem Kollektionamen „Talmud“ bezeichnet, für die gebildete Welt wäre ein kulturhistorisch bedeutendes und dankenswerthes Unternehmen. Damit es gelänge, wäre nicht nur eine umfassende Beherrschung verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen, sondern auch eine künstlerische Begabung nöthig, die den spröden Stoff in die für unsere Zeit geeignete Form zu bringen vermöchte. Vor Allem wären

aber Vorurtheillosigkeit und völlige Unabhängigkeit von den Tagesströmungen und von der Tagespolitik unentbehrlich.

Wer den babylonischen Talmud kennt, mit dem man sich in der Regel allein beschäftigt, Der kennt noch keineswegs die talmudische, geschweige die ganze theologische Literatur des Judenthumes. Mit Recht verglichen mittelalterliche Schriftsteller den Talmud — oder, richtiger gesagt, die talmudische Literatur — mit einem großen und tiefen Meer, auf dem nur seelkundige Männer der Richtung sicher sind. Es ist an der Zeit, daß man endlich einmal aufhört, den Talmud als einen einheitlichen Glaubenskodex oder als eine theologische Encyclopädie zu behandeln. Wer würde etwa von der „Moral“ der deutschen Literatur sprechen, noch dazu, wenn man unter Literatur auch alle wissenschaftlichen Arbeiten versteht? Aber von einer Moral des Talmud redet man gerade so, als ob es sich in Wahrheit nicht um eine Literatur handelte, die sich beinahe durch ein Jahrtausend erstreckt und zahlreiche Länder von ungleicher Kultur umfaßt hat. Wie verschieden ist die palästinische Judenheit, die unter gebildeten Heiden und später unter Christen lebte, von der babylonischen, die von dem Persismus mächtig beeinflusst worden ist! Der Talmud sollte aus sich selbst, aus Zeit und Umgebung erklärt werden; und ehe man ihn angreift und verteidigt, sollte man ihn überhaupt verstehen. Die Hagada, d. h. der Theil des Talmud, der sich nicht mit trockener Scholastik begnügt, ist das Vermächtniß des jüdischen Geistes aller Generationen eines Jahrtausends und von sehr ungleichem Werth. Der geschäpste Dichter, Bibelforscher und Philosoph des zwölften Jahrhunderts, Abraham Ibn-Esra, urtheilte zutreffend: „Einiges in der Hagada ist sackgroß, Anderes hingegen ist fein wie Seide.“

„Talmud“ bezeichnet im eigentlichen Sinne diejenige jüdische Literatur, die in der nachbiblischen Zeit entstanden ist, obgleich sie auch Theile aus früherer Zeit enthält. Im engsten Sinne ist Talmud nur die Erweiterung und Erklärung der Mischnah, gesammelt gegen Ende des zweiten oder gegen Anfang des dritten Jahrhunderts nach Christus. Die Mischnah ist im neuhébräischen Idiom geschrieben, leicht verständlich, ohne verschlungene Dialektik und in verschiedene Sprachen, darunter auch in die deutsche, übertragen. Hingegen ist der sich an die Mischnah anlehrende Talmud in dem aramäischen Idiom, der palästinische Talmud im syrischen Dialekt, untermischt mit vielen griechischen Bestandtheilen, verfaßt und von einer so künstlichen Dialektik, daß er nur sehr schwer in einer modernen Sprache wiedergegeben werden kann. Ohne sachliche Erklärung bleibt auch die beste Uebersetzung unverständlich. Um diese fremde und fremdartige Literatur zu erforschen, genügen rein philologische Studien nicht, da der Talmud ziemlich alle wissenschaftlichen Disziplinen streift, — natürlich in dem Umfange, wie sie zu jener Zeit bekannt waren. In einigen Punkten war er sogar seiner Zeit voran. So kannte man in der jüdischen Gelehrtenwelt schon sehr früh das kopernikanische System, ließ sich aber merkwürdiger Weise von den alexandrinischen Astronomen zu dem ptolemäischen bekehren; „man habe eingesehen, daß die heidnischen Gelehrten im Rechte seien“, hieß es. Auch in der Anatomie waren jüdische Aerzte den Griechen vielfach vorausgeeilt.

Die sprichwörtlich gewordene Kasuistik des Talmud erschwert sein Verständniß, übte aber von je her auf dialektisch geschulte Köpfe einen besonderen

Reiz aus; nicht minder seine feinen juristischen Unterscheidungen. Vor etwas mehr als einem halben Jahrhundert unternahm der verdiente jüdische Theologe J. Frankel die Durchforschung des Talmud nach dieser Richtung und ein preussischer Staatsanwalt, dem ich einst die talmudischen Entscheidungen über Verführung und Nothzucht zusammenstellte, bestätigte mir den wissenschaftlichen Werth dieses Materials. Freilich darf nicht vergessen werden, daß das jüdische Recht durch das römische Recht stark beeinflusst worden ist: viele termini technici sind aus diesem in den Talmud übergegangen.

Die an und für sich berechnigte Kasuistik ist aber später arg übertrieben worden und im dritten Jahrhundert entstand in Babylonien eine Sophistik, die das Oberste zum Untersten kehrte und an die Stelle der Logik scheinbar logische Epiphanigkeiten setzte. Aber der Talmud, der jene Epiphanigkeiten wiedergiebt, verschweigt auch nicht Tadel und Spott, die darüber in jüdischen Gelehrtenkreisen laut wurden. Nirgends stand die Kunst der Haarspalterei so in Blüthe wie in der babylonischen Stadt Bumbabita, deren Sophisten den schlechtesten Ruf von Allen hatten. Sie verdrehten Ja in Nein und Nein in Ja, Weiß in Schwarz und Schwarz in Weiß; sie konnten, talmudisch gesprochen, „mit hundertundfünfzig Gründen das Unreine für rein erklären“. Zeigte sich ein solcher dialektischer Seiltänzer in Palästina, so wurde er wohl höhniisch gefragt, ob er zu den Kunstfertigen gehöre, die „einen Elefanten durch ein Nadelöhr zu ziehen im Stande seien“.

Ueberhaupt war man in Palästina auf die babylonischen Kollegen nicht sonderlich gut zu sprechen. Man mußte die größere geistige Beweglichkeit, die geübte Schlagfertigkeit des Debattirens den babylonischen Juden zugestehen, fühlte sich aber in ihrer Gesellschaft nicht behaglich. Ihre Distinktionen gingen den palästinischen Gelehrten wider den gesunden Menschenverstand und den guten Geschmack. Auch sonst herrschte in der Erziehung und in den Gewohnheiten ein weitgehender Antagonismus zwischen Palästina und Babylonien. „Dies mag wohl für Jene passen“, meinte man in Babylonien verächtlich von den Palästinischen und eben so umgekehrt. Viel lag in den verschiedenen Lebensverhältnissen. In Babylonien war die Herrschaft außer einer kurzen Unterbrechung durch die feueranbetenden Suedern (heberim) mild. Die dort angesiedelten Juden besaßen Ackergründe und waren wohlhabend, auch war der Lebensunterhalt leicht zu erwerben. In gewissem Sinne gleichen die Existenzbedingungen denjenigen von Athen, wo auch die Bedürfnisse immer leicht zu befriedigen waren. „Einige Datteln im Saß und man kann sich dem Studium der Lehre widmen“, hieß es von den babylonischen Juden. Sie heiratheten in jugendlichem Alter, lebten in den Tag hinein, standen aber der Poesie und auch den poetischen Reizen des Lebens banauisch gegenüber. Ihre Beschäftigung mit der Bibel war gering und sie verstanden weder ihren einfachen Wortsinne noch ihre erhabenen dichterischen Schönheiten. „Ich kenne die ganze talmudische Literatur,“ meinte ein babylonischer Gelehrter aufrichtig, „weiß aber sehr wenig von der Bibel.“ Das ganze Studium enbete schließlich in Wortklauberei und Silbenstecherei. Daher sind die babylonischen Erklärungen der Bibel geschraubt, geschmacklos und häufig ganz unsinnig; ihre hagadischen Aussprüche fallen meistens unter die „sackgroben“ und ihre theosophischen Anschauungen strotzen von Aberglauben ohne Poesie, ohne Phantasie und Schwung.

An ihrer Schule zeigten sich so recht alle bedenkliden und unliebenswürdigen Ercheinungen einer überragenden Verstandesthätigkeit ohne ausgleichendes Gefühlleben.

Ungleich sympathischer ist das gleichzeitige Judenthum in Palästina. Hier beschäftigte man sich vor Allem mit dem Studium der Bibel, erfaßte ihre poetischen Seiten und liebte das Schwungvolle und Erhabene darin. Die palästnische Hagada (agadath 'erev Jisrael) ist daher ein Ruhmestitel des Judenthumes. Für die in Babylonien übliche Kasuistik fehlte es schon an den Grundbedingungen. Palästina seufzte unter dem drückendsten Joch und den unerträglichsten Widerwärtigkeiten; mit der Größe der Armuth wetteiferte die Größe der Steuerlasten. Erst im dreißigsten oder vierzigsten Lebensjahr heirathete man, um nicht durch Nahrungsvorgen vom Studium der Lehre abgelenkt zu werden. Aber die Weiden setzten sich in eine Welt von Gedanken und Empfindungen um, die in der hagadischen Literatur ihren Ausdruck fanden. „Einst,“ klagt ein Lehrer, „lebten wir ohne Sorgen und der Druck der Sklaverei lastete nicht auf Israel; damals übten wir uns im Studium des Gesetzes. Jetzt drückt uns Noth und wir schmachten in Fesseln; darum wollen wir unsere Seelen an der Hagada erlaben.“ Diese schildert in vollstümlichen Vorträgen, die an die Bibeltexte anknüpften, ergreifend das Elend Israels und die Grausamkeit seiner Feinde; sie gedenkt der früheren Zeiten der Gnade, als Israel sicher im Schutze seines Gottes lebte. Alle Weiden sind eine gerechte Strafe für die Sünde und den Abfall von Gott; zugleich aber wird die Hoffnung ausgesprochen, Gott werde sich seines Volkes erbarmen, wenn das Maß der Weiden und der Schmach erschöpft sein werde. Diese Gedanken der dichtenen, weil leidenden Nation sind in einer Schönheit der Form ausgesprochen, die an die späteren spanisch-jüdischen Dichter gemahnt. Der Ausdruck ist ungekünstelt und doch schwungvoll; die Gleichnisse und Sprüche sind voll von Anmuth und Volksthümlichkeit. Manche treffende Bemerkung kennzeichnet das Verhältniß Israels zu seinen Feinern. „Fällt der Krug auf den Stein, so zerbricht der Krug; fällt der Stein wiederum auf

der Stein, zerbricht wiederum der Krug; wehe dem Krug, wenn er; wehe immer; mit dem Stein in Berührung kommt.“ Eine Satire auf die Ertrugenschaften römischer Kultur klingt, als ob sie aus dem Munde eines „Zielbewußten“ heutiger Zeit käme: „Ja, ja, sie brüsten sich mit ihren Einrichtungen; mit ihren herrlichen Gärten, — in denen sich die Prostitution ergeht; mit ihren schönen Kunststraßen, — von denen sie Zölle erheben; mit der Dichtigkeit der Bevölkerung, — nichts als Sklaven u. s. w.“ Griechenland und Rom hätten viel geleistet: die griechische Sprache sei die Sprache der Poesie, die römische diejenige der Gesetz, aber die hebräische Sprache sei die Sprache der Religion. Die Hartherzigkeit Roms war diesen Menschen in der Seele zuwider; dieses Thema wird von der Hagada in hundert Formen variiert. Die Babylonier schienen ihnen Barbaren. Voll Verachtung sprachen sie von den „babylonischen Dummköpfen“: „Falschheit und Hochmuth seien nur in Babylonien zu finden.“ Als ein palästnischer Gelehrter aufgefordert wird, in Babylonien zu lehren, antwortet er, es sei nicht gut, mit Solchen zu thun zu haben, die „unwissend und thölpelhaft“ zugleich sind. Kamen hin und wieder Talmudjünger aus Palästina nach Babylonien, so sehnten sie sich nach ihrer Heimath zurück, „denn schon die Luft Palästinas athme Weisheit“. „Jawohl“, höhnten sie die Babylonier, „Ihr wohnt unter einem dummen und abergläubigen Volk, deshalb seid auch Ihr dumm und abergläubig.“ R. Jirmisah, ein palästnischer Jude, hänselte die

Babylonier mit lächerlichen Fragen, bis sie ihn aus ihrem Lehrhause wiesen. Der große Rabbi Johanan von Palästina schalt sie eine „Bande von Bösewichtern“. Denn auch moralisch standen die palästinischen Gelehrten höher, ihre Lebensanschauung war idealistisch und ernst, oft sogar düster, aber von großer Strenge, jedem Scheinwesen feind und nicht geneigt, Kompromisse des Gewissens zuzulassen. Wohl finden sich gegen das Christentum gerichtete Äußerungen eher bei ihnen als bei den Babyloniern, die das Christentum nur vom Hörensagen kannten, aber hauptsächlich Äußerungen des Unwillens über erlittene Verfolgungen. Bitter klagen sie, daß die Heilige Schrift verehrt werde, daß die Träger dieses Gottesbuches aber verfolgt und bedrückt werden. Das sei Falschheit und Heuchelei. „Sie umschmeicheln Israel, diese übertünchten Heiden, sie wollen mit uns ein Volk werden und stellen uns für die Befehrer Wohlthaten in Aussicht; aber sie suchen nur, uns unserem Gotte zu entfremden.“ Ihre Mißtrauen, ja selbst ihr feindsälliger Groll gegen das Christentum sind vom Standpunkt des rein Menschlichen aus wohl verzeihlich.

Auch enthält der Talmud viele Stellen, die sich in allgemeiner Humanität über die konfessionellen Gegensätze erheben; jede Unredlichkeit in Handel und Wandel, auch gegen Andersgläubige, wird streng verpönt. In Liebeswerken dürfe „um des Friedens willen“ kein Unterschied zwischen Juden und Heiden gemacht werden. „Fromme und redliche Heiden seien vor Gott den Priestern gleich.“ „Jeder Mensch, der einen redlichen Lebenswandel führt, gleichviel ob Jude oder Heide, Freier oder Sklave, trägt den Stempel des Göttlichen.“ Solche und ähnliche Aussprüche sind sehr zahlreich. „Die Heiden kommen uns mit keinem Gruß entgegen; aber wir rufen ihnen dennoch zu: Gottes Segen sei über Euch!“

Der Talmud regelte das ganze soziale und ethische Leben der Juden. Seine Vorschriften über die Krankenpflege, die bis vor etwa hundert Jahren von den Juden beobachtet wurden, erkennen das Recht auf Unterstützung allgemein an. Auch in anderen wichtigen Fragen des Lebens beruht der Talmud auf fortgeschrittenen Grundsätzen, so z. B. in der Behandlung der Frau. Wohl findet sich der Vorwurf, „sie seien alle leichtsinnig“ und „die Frauen trieben alle Ehebruch“. Aber Das sind nur vereinzelte Äußerungen, während es in der Praxis streng verboten war, die Frau zu mißhandeln oder auch nur mit Worten zu kränken; „sie seien so zart empfindlich und weinten so leicht“. „Der Familienvater soll die Vorkehrung sein für Frau und Kinder.“ Sparsamkeit ist überall gut, namentlich soll man mäßig sein in Essen und Trinken; aber der Ehefrau soll man Einiges an ihrem Buß nachsehen, „da sie doch nur ihrem Mann zu gefallen trachtet“. „Ein Greis ist stets mürrisch und ein Unsegen; aber ein altes Mütterchen ist immer freundlich und der Segen des Hauses.“

Ich wollte keine Vertheibigung des Talmud schreiben, sondern nur einige Licht- und Schattenseiten wahrheitsgetreu schildern. Merkwürdig ist der Widerstand, den der Talmud auch innerhalb des Judenthumes selbst gefunden hat. Davon werde ich vielleicht später einmal sprechen dürfen.

Dr. S. Bernfeld.



Die redaktionäre Partei.

Wer viele Zeitung liest — und wer ist heutzutage nicht in der traurigen Nothwendigkeit, viele Zeitung lesen zu müssen? —, Dem werden sicher oft recht amüsante Druckfehler auffallen. Da man, an schnelles Lesen gewöhnt, nicht auf die einzelnen Buchstaben, sondern nur auf die Wortbilder sieht, so liest man wohl über die meisten Druckfehler, die einen falschen Buchstaben an Stelle eines ähnlichen richtigen setzen, hinweg. Selten aber entgeht Einem, wenn ein Wort einen Buchstaben zu viel hat. So fiel mir vor einigen Tagen in einer Zeitung der Ausdruck „die redaktionäre Partei“ auf. Das war zu einer Zeit, als in der sozialdemokratischen Partei eine *Mao*: besonders stark hervortrat, für die der Ausdruck sehr gut passen würde. Und so vergewisserte ich mich denn erst ernsthaft, ob ich es mit einem Druckfehler oder nicht vielmehr mit einer treffend gewählten Bezeichnung zu thun hätte. Es war ein Druckfehler, denn das Blatt hatte von den letzten Vorgängen innerhalb der sozialdemokratischen Partei weder Kenntniß noch Interesse dafür. Und doch sind diese Vorgänge wichtig genug.

Am achtzehnten Juni, bei der Elbregatta, sprach der Deutsche Kaiser davon, daß die Hamburger „mit ihren Gedanken und ihren vorwärtsgelenden Bestrebungen bisher an der Spitze marschirt sind“. An die sozialdemokratischen Arbeiter in Hamburg hat er dabei zwar sicherlich nicht gedacht; der Ausdruck charakterisirt sie aber trotzdem recht gut. Ungefähr eben so wie die deutschen Nationalökonomien in den englischen Verhältnissen das Zukunftsbild unserer Wirthschaft sehen, gilt den deutschen Arbeitern das Bild der hamburger Arbeiterschaft als das Bild ihrer Zukunft. Ich will mich daher mit diesem Bilde und dem Kampf zwischen Theorie und Praxis, der sich augenblicklich in Hamburg abspielt, hier etwas näher beschäftigen. Die Theorie wird durch das offizielle Parteiorgan, das „Hamburger Echo“, die Praxis durch die Gewerkschaftler vertreten.

Der Gegensatz reicht weit zurück, bis in die Anfangszeit der deutschen Gewerkschaftsbewegung. Um die Gewerkschaft haben sich Alles geschaart, die nach praktischen Zielen schon unter heutigen Verhältnissen ringen. Und nach dem Vorbild anderer Orte und Länder haben die Leute der Gewerkschaft auch das Wort „Genossenschaft“ auf ihre Fahne geschrieben. Sie wollen eben nicht bis zum Tage des „großen Kladderadatsch“ warten, an den die Meisten von ihnen überhaupt nicht mehr glauben. Ihre Gegner sind die „Kupolitiker“, denen alle praktischen Bestrebungen ein Dorn im Auge sind, weil, nach ihrer Ansicht, praktische Bestrebungen zur Verbesserung der Lage der Massen die Evolution nicht fördern, sondern nur aufhalten. Diese Leute gleichen dem Studenten der „fliegenden Blätter“, um den sich Alles dreht und der sich an den Laternenpfahl geklammert hat, um abzuwarten, bis sein Haus herankommt, und dann hineinzu springen. Die große Masse wird aber allmählich des längeren Wartens überdrüssig und geht haufenweise von den Theoretikern, den „Kupolitikern“ der Parteipresse, zu den Männern der Praxis über. Wir erleben daher das interessante Schauspiel, daß ein großer Theil der Leser, die durch ihr Abonnement diese Presse und die Parlamentsvertreter unterstützen, in Wuth gegen die Redakteure entbrennt, weil sie ihnen bei allen praktischen Bestrebungen Steine in den Weg wälzen; zwar nicht öffentlich — dazu sind die Gewerkschaften zu mächtig —, um so mehr aber, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet, versteckt und heimlich.

Der Konflikt, von dem ich hier rede, bezieht sich auf den Konsum-, Bau- und Sparverein „Produktion“. Die vereinigten Vorstände und Delegirten der Gewerkschaften von Hamburg, Altona, Ottensen und Wandsbek haben die Gründung einer von den Gewerkschaftlern — nicht von den Gewerkschaften — zu unterstützenden Genossenschaft beschlossen und dagegen kämpft die Partei mit allen Mitteln. Zuerst führte sie fälschlich einen Beschluß des berliner Parteitages ins Feld, der in Wahrheit aber, wie der damalige Referent Kuer ausdrücklich anerkannte, nicht Konsum-, sondern nur Produktivgenossenschaften trifft; und als die Mahnung an die Parteibüchse bei der hamburger Arbeitererschaft nicht verfrucht, richtete das „Hamburger Echo“ einen Briefkasten ein, in dem mit Fragen und Antworten gegen die „neue Gründung“ zu Felde gezogen wurde. Trotzdem wuchs die Mitgliederzahl der Genossenschaft und die Seele des ganzen Unternehmens war der Reichstagsabgeordnete Adolf von Elm. Er ist nun auch Geschäftsführer einer Tabakarbeitergenossenschaft, die vor einigen Jahren nach einem Tabakarbeiter-Strike hauptsächlich durch ihn ins Leben gerufen worden ist. Dort kam es zu persönlichen Reibereien zwischen ihm, einem Aufsichtsrathsmitglied und dem Buchhalter und das „Hamburger Echo“ griff in diesen Streit mit einer Darstellung ein, deren Spitze sich gegen von Elm richtete.

Die Antwort darauf war eine auf den ersten Juni vom Vorsitzenden des Gewerkschaftsartikels einberufene Volksversammlung, in der die Mitglieder der Tabakarbeitergenossenschaft den Sachverhalt klarlegten und in der auch die Redaktion des „Hamburger Echo“ vollzählig vertreten war. Diese anscheinend interne Angelegenheiten der Tabakarbeitergenossenschaft verhandelnde Versammlung gestaltete sich aber in ihrem Verlauf zu einer imposanten Protestkundgebung gegen das Verhalten des „Hamburger Echo“ in allen praktischen Fragen, und nachdem man sich während der Dauer von drei Stunden noch nicht genügend Luft gemacht hatte, ward die Versammlung um Mitternacht vertagt, um einige Tage darauf fortgesetzt zu werden. Die nächste Wirkung der beiden Versammlungen war der — wohlgemerkt nicht von den Gewerkschaftlern, sondern — von den Vertrauensmännern sämtlicher drei Wahlkreise einstimmig gefaßte Beschluß, eine Versammlung der Parteimitglieder einzuberufen, um zum Konsum-, Bau- und Sparverein „Produktion“ Stellung zu nehmen. Wie sie ausfallen wird, kann nicht zweifelhaft sein.

Allgemeinen Beifall fand in der ersten Versammlung die Aeußerung eines Redners, „es beständen heute zwei Strömungen innerhalb der Arbeiterbewegung und er sei überzeugt, daß die Strömung, die auf praktisches Wirken gerichtet sei, bald die Oberhand gewinnen werde.“ Offenbar bedarf es in Hamburg nur eines Anlasses wie etwa der Ausstoßung Bernsteins — nicht, um eine Spaltung hervorzurufen, dazu sind die hamburger Arbeiter viel zu praktisch, sondern —, um die Herren des „Hamburger Echo“ „fliegen“ zu lassen. Das hat ihnen Legien von der „Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands“ in der selben Versammlung deutlich gesagt. Ein Redakteur des „Echo“ hatte unter allgemeinem Protest erklärt, daß ihm der Gewerkschaftsbeschluß „Wurst“ sei, und Legien antwortete ihm: „Wenn die Beschlüsse der Gewerkschaften dem ‚Hamburger Echo‘ ‚Wurst‘ sind, dann wähten die hamburger Arbeiter ja, was sie von dem Inhalt dieses Blattes zu halten hätten, und würden die Konsequenzen daraus ziehen.“ Das ist der selbe Legien, der auf dem frankfurter Gewerkschaftskongreß am dreizehnten Mai äußerte: „Es giebt eben keine andere Partei

in Deutschland als die sozialdemokratische, die Das politisch vertritt, was wir in unseren gewerkschaftlichen Organisationen erdriern und fordern. Wenn einmal eine Partei in Deutschland entsteht, die Das auch thut und die nöthige Macht hat, dann sind wir gern bereit, als Gewerkschaft mit ihr zu verhandeln. Die sozialdemokratische Partei vertritt, was wir als Gewerkschaft fordern, daher kann es nicht anders sein, als daß wir Sozialdemokraten sind." Mit anderen Worten: wir sind Sozialdemokraten aus praktischen Gründen, nicht aus Prinzipien, und fördert Ihr unsere praktischen Ziele nicht, dann können wir Euch nicht gebrauchen. Legien glaubt so fest, die praktische Entwicklung werde, unbeeinflusst durch allen „theoretischen Kram“, ihren Fortgang nehmen, daß er sich offen brüstet, er halte es nicht einmal der Mühe für werth, die bernsteinischen „Voraussetzungen“ zu lesen: Das komme ohnehin so. Und die hamburger Arbeiterschaft, die sich in ihren praktischen Bestrebungen durch die sozialdemokratische Parteipresse nicht genügend unterstützt findet, steht nicht allein da. Auch der sozialdemokratische Stabverordnete für Leipzig, Zell, Geschäftsführer des Konsumvereins Leipzig-Plagwitz, sagte am vierten Juni auf dem Verbandstag der sächsischen Genossenschaften „Vorwärts“ in Grimmitzschau: „Die uns nahestehende Presse könnte in dieser Hinsicht (Beseitigung der Gleichgültigkeit gegenüber gemeinsamem Waareneinkauf) viel mehr thun als bisher.“ Wie erklärt sich dieser Zwiespalt? Nun, zum Theil hat schon „Die Neue Zeit“ die Frage beantwortet, als sie am vierten Februar in einer Volemik gegen die hamburger Genossenschaft verkündete: „Das Projekt ist für die Partei schädlich. Wer so Vieles wie die Befürworter des Planes innerhalb der heutigen Wirtschaftsordnung für möglich erklärt, kann, wenn auch wider Willen, bei Manchem den Glauben erwecken, daß es sich da nicht mehr lohne, für die Sozialdemokratie zu wirken.“ Hinter dem Verhalten der Parteipresse steckt also die Befürchtung, daß es den Arbeitern bei Förderung ihrer praktischen Bestrebungen zu gut gehen könnte und daß sie dann der Partei den Rücken kehren würden.

Der Zahl der eingetragenen Reichstagswähler ist in Hamburg von 1893 bis 1898 um 13,1 Prozent gestiegen, die Zahl der abgegebenen sozialdemokratischen Stimmen von 56,01 auf 57,87 Prozent aller abgegebenen Stimmen. 1898 belieben sich die abgegebenen sozialdemokratischen Stimmen auf 82096 gegen 70552 im Jahre 1893. Zunahme also: 11543 Stimmen gleich 16,4 Prozent. Dem entsprechend müßte auch die Zahl der beisteuernden Mitglieder gewachsen sein. Die Distriktsklassirer klagen aber, daß die dreißig Pfennige Monatsbeitrag schlechter und schlechter eingehen und daß der Beitragenden von Jahr zu Jahr weniger werden. Leute, von denen man annehmen darf, daß sie genau unterrichtet sind, tagiren den Rückgang der Mitgliederbeiträge für jedes der letzten Jahre auf etwa 15000 Mark.

Das „Hamburger Echo“ hat eine Auflage von ungefähr 34000 Exemplaren. Davon wird doch ein starker Bruchtheil von Männern unter fünfundsanzig Jahren, von Arbeiterinnen, Fremden u. s. w. geholt, so daß auf die 34000 Abonnenten noch nicht 30000 Reichstagswähler entfallen. Und da in Hamburg, Altona, Ottensen und Wandsbek mehr als 100000 sozialdemokratische Stimmzettel abgegeben werden, so hält also nicht einmal jeder dritte Sozialdemokrat dort das Parteiorgan. Wenn heute in Hamburg ein Arbeiterblatt von ausge-

prochen bernsteinischer Richtung erschiene, so würde es reichend Abiath finden. Wenn die Parteiführer sich durch Dogmen und Phrasen nicht selbst den Weg verkrampft hätten, sie würden sich heute — wie Jaurès in Frankreich und wie Vandervelde in Belgien — an die Spitze der Strömung stellen, die praktischen Zielen zusteuert. Sie brauchen nur die Anzeigenteile ihrer eigenen Zeitungen aufzuschlagen, um zu sehen, daß es den Arbeitern nicht an Mitteln gebricht, um außer zur Gewerkschaft und Genossenschaft auch zur Parteikasse zu steuern. Da steht Annonce neben Annonce: Sommerausflug des Holzarbeiterverbandes nach . . .; Sommerausflug des Metallarbeiterverbandes nach . . .; Centralverband der Verkehrsarbeiter, Ortsverwaltung Altona: Erstes diesjähriges Sommervergnügen per Salondampfer „Lauenburg“ nach dem Hüllenspieler u. s. w. Da wird mit Kind und Regel im Lokal des Herrn Bahlmann, Müller oder Schulze eingefekrt, und wenn der „Berelendete“ abends heimkehrt, hat er das Mehrfache Dessen ausgegeben, was einen Jahresbeitrag zur Parteikasse ausmacht. Auch die Annoncen der Theater- und Cirkusvergnügungen, der Fahrradhändler und Lotteriekollektoren in den Parteiblättern sind kein Zeichen von Armuth der großstädtischen Arbeiter.

Um vor den Massen auch ferner noch die alten Dogmen gebrauchen zu können, wird ihnen ein anderer Sinn untergelegt, als der ist, den sie bei Marx und Engels hatten. Da wird aus der immer größeren Berelendung der Massen: eine „relative“ Berelendung der Massen bei ständiger Besserung ihrer Lage, aus der erwarteten „Revolution“ wird die stetig fortschreitende „Evolution“; und man behauptet, „daß man das Recht auf Revolution nicht aufgegeben habe“, weil man auf dem Standpunkt steht, den schon Schiller im „Tell“ einnimmt, wenn er sagt:

„Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf gekrosten Nuthes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die brohen hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst —
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht —
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben. . .“

Im „Vorwärts“ und in der „Neuen Zeit“ folgten Artikel auf Artikel gegen Bernstein. Sollten diesen Organen gar keine Artikel für ihn zugegangen sein? Wie kommt es denn, daß andere Parteiblätter solche Artikel erhalten haben? Man hat beinahe den selben Eindruck wie bei den beliebten Umfragen der Regierungen: die Befragten wissen, was die „Regierung“ hören will, und richten ihre Antworten danach ein. Auf diese Weise soll bei den Massen der Glaube erweckt werden, daß die bernsteinische Richtung nur Wegner habe. Geht man aber in die Volksversammlungen, da merkt man gar bald, daß die Massen anders denken als die Wortführer. Natürlich wagen sich die dissentirenden Stimmen Derer, die sich in der Minorität glauben, nur schwer hervor, namentlich, wenn damit zugleich ein Frontmachen gegen die bisherige Autorität verbunden ist. Der politischen Organisation zu Liebe werden die Arbeiter systematisch vor allem praktischen Handeln gewarnt. Den Glauben an den „großen

Kladderadatsch", der von selbst komme, kann man ihnen aber nur erhalten, wenn man, nach wie vor, von ihrer fortschreitenden Verelendung predigt. Daß Bernstein diese Theorie aufgegeben hat, ist sein Hauptverbrechen in den Augen der sozialdemokratischen Parteipäpste.

Wie lange kann sich ein solches System halten? Müssen nicht die nackten Thatfachen den großen Massen über kurz oder lang die Augen darüber öffnen, daß es für sie vortheilhafter ist, sich mit Bernstein auf den Boden der Thatfachen zu stellen, als gegen die Thatfachen zu kämpfen? Wenn die sozialdemokratische Partei dem Rathe Bernsteins folgt, dann könnten Sozialdemokraten nicht länger von Richtern als Bürger minderen Rechtes behandelt werden, weil ihr „verbrecherisches Endziel“ „der Umsturz des Staates mit gewaltsamen Mitteln ist“, dann könnte man einem ihrer Führer nicht der „Ideen der revolutionären Sozialdemokratie“ halber den Eintritt in den Schulausschuß der Stadtverordneten verweigern, dann wäre der Regierung die Ausrede benommen, daß sie sich wegen der Umsturzbestrebungen der Sozialdemokratie auf parteilosen Facharbeiterkongressen, zu denen sie eingeladen ist, nicht vertreten lassen könne, dann ... Wozu jedoch weitere Aufzählungen? Dann würden — mit einem Wort — die Arbeiter tausend Nachtheile nicht haben, die sie heute erdulden. Könnten sie diese Nachtheile nur dadurch vermeiden, daß sie eine Gesinnung heuchelten, die sie nicht haben: jeder anständige Mensch würde sie ob solcher Heuchelei verachten. Sie erleiden diese Nachtheile aber gerade umgekehrt dadurch, daß ihre öffentlichen Organe Gesinnungen und Prinzipien zur Schau tragen, die sie — die Arbeiter — in Wahrheit nicht haben.

Hamburg.

Raphael Ernst Ray.



Selbstanzeigen.

Essays zur amerikanischen Literatur. Verlag von Otto Hendel in Halle.

Preis geh. 0,75, geb. 1 Mark.

Wir wissen so viel von der Industrie, von dem Handel Amerikas, von seinem Reichtum, von seinen ökonomischen und politischen Verhältnissen — seit einem Jahr macht sich auch seine kriegerische Bedeutung fühlbar, die der Denkende schon in den sechziger Jahren voraussehen konnte —, aber von seinem geistigen Leben, von seiner wirklichen Kultur wissen wir wenig, fast nichts. Autoren von geringem Tiefgang, Erzähler und Dichter europäischer Schule haben es bisher literarisch für uns vertreten. Ich habe versucht, auf den höchsten Geistesflug der amerikanischen Nation hinzuweisen und von Dichtern und Philosophen zu

berichten, die bei uns fast unbekannt sind und die doch ein völlig neues, ein amerikanisches Element in die Weltliteratur tragen.

Wien.

Dr. Karl Federn.



Herrn Dr. Karl Freiherrn von Stengels und Anderer Argumente für und wider den Krieg. Verlag der Oesterreichischen Gesellschaft der Friedensfreunde. Wien 1899.

Herrn Dr. Karl von Stengels Schrift „Der ewige Friede“, so wenig Beachtung sie im Hinblick auf ihren inneren Werth verdient, fand dennoch nicht nur weite Verbreitung, sondern gab auch Veranlassung zu Erörterungen und Vorgängen, die als symptomatische Erscheinungen des öffentlichen Lebens ein dauerndes Interesse beanspruchen dürfen. Meine Absicht war es nun, eine kurze Analyse des geistigen und ethischen Gehaltes der Stengelschen Schrift zu geben, zugleich die gangbarsten — angeblichen — Gründe gegen den dauernden Friedenszustand, mit denen die verschiedenen Kriegseiferer zu operiren pflegen, in vorurtheilsfreier Beleuchtung zu zeigen und vom Standpunkt der gesunden Vernunft und Moral die verhängnißvolle Suggestion, die Autorität und falsch verstandener Patriotismus erzeugt haben, zu bekämpfen. Um durch meine Stellung an einer deutschen Universität nicht behindert zu sein, mußte ich die Form der Anonymität wählen.

Dr. R. R., Privatdozent.



Friedrich Eduard Beneke's Leben und Philosophie. Auf Grund neuer Quellen kritisch dargestellt. Bd. XIII der Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte, herausgegeben von Professor Dr. Ludwig Stein. Verlag von Steiger & Cie., Bern 1899. VII und 284 S.

Ich habe mein Buch in der Vorrede als die Entrichtung einer Dankeschuld an den heute fast vergessenen Philosophen bezeichnet. In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts war Beneke den Berlinern eine wohlbekannte Persönlichkeit, viele ältere Mitbürger erinnern sich seiner noch und manche haben als Studenten zu seinen Füßen gesessen. Sein räthselhaftes Verschwinden am ersten März 1854, der erschütternde Abschluß eines der Arbeit gewidmeten und entsagungsvollen Lebens, hat die persönliche Erinnerung wachgehalten, aber die Wissenschaft nennt ihn nicht mehr. Schuld daran ist in erster Linie, daß die akademische Geschichtschreibung der Philosophie jener Tage von hegrlichem Geiste durchtränkt ist. Zudem floß sein Leben geräuschlos dahin. Dennoch war es merkwürdig reich und fruchtbar, so wie es jezt eingermäßen lückenlos vor das Auge der Nachwelt tritt. Wer sich bisher mit Beneke und seiner Philosophie beschäftigte, war auf sorgliche biographische Notizen, im Uebrigen auf Beneke's Schriften selbst angewiesen; eine vollständige, sein Leben, Werden und Schaffen umfassende Darstellung fehlte. Auch mir wurde eine solche Darstellung erst durch das gütige Entgegenkommen der Familie des rühmlichst bekannten Pädagogen Dr. Dittes in Wien möglich. Der Nachlaß Friedrich's Dittes enthielt einen umfangreichen Briefwechsel Beneke's mit Dreßler,

der sein bedeutendster Anhänger war, und mit Hilfe von über zweihundertundvierzig Briefen gelang es mir, ein treues Bild des Philosophen zu zeichnen. Die Darstellung der Lehre habe ich eng an den Lebenslauf angeschlossen. Beneke war in erster Linie Psychologe. Ich habe mich daher bemüht, eine angewandte Psychologie zu geben. Den seelischen Regungen und Beweggründen bin ich im Leben des Philosophen, so gut ich konnte, nachgegangen, um die Harmonie seines Denkens und Handelns aufzudecken, und habe dieses Leben im politischen und kulturellen Zusammenhange der Zeit darzustellen versucht. Das Verhältniß Benekes zur Preussischen Regierung, zu Hegel, Schelling, Schopenhauer, den beiden Fichtes und Herbart, zur Naturwissenschaft, zur Volksbildung und zur revolutionären Bewegung erfährt eine ausgiebige Beleuchtung.

Dr. Otto Grambow.



Marg und Riechste. Verlag von Wilhelm Friedrich, Leipzig. Preis 0,60 Mark.

Dies Laienbüchlein schrieb ich mitten unter geistlosen Formularklagen, unter Grenzdifferenzen, die beweisen, daß der antilokalistische Bauernschädel noch lange nicht reif für Rautsky ist und auch noch nicht für Franz Oppenheimer, unter höchst unchristlichen Altherkeitsstreitigkeiten, die mir aus den Dörfern des lebuser und des beeskower Landes manch eines Bear wilden Athem in die Alfen bliesen, und des niemals sanften Nordelbiansang in das Zimmer trugen, und all dem Müßiggang, mit dem der Anwalt bei einem kleinen ostelbischen Gericht sich gegen den Uebermuth der Kemter wappnen muß. Ueber diesen juristischen Scharmäpeln und dem Handwerk des Alltags wollte ich nicht vergessen, daß dem Gebildeten auch noch wichtigere und heiligere Aufgaben als die berufserwerblichen obliegen. Ich wollte, so weit mein Können reicht, daran mahnen, daß die Gegenwart sich vor der Nachwelt einst dafür zu verantworten haben wird, daß mehr und mehr das deutsche Volk sich in zwei Klassen spaltet, die einander nicht mehr verstehen und kaum noch verstehen wollen.

Bärstenwalde.

Rechtsanwalt Max Falkenfeld.



Frauengestalten. Dresden und Leipzig. E. Pierfons Verlag 1899.

In diesem Büchlein versuchte ich den Heldennuth des Weibes zu schildern: den passiven Heldennuth, der sich nicht in Thaten, sondern im Dulden äußert. Ob es mir gelungen ist, Das zu beurtheilen, ist nicht meine Sache. Wüßte das Büchlein nur nicht in die Hände einer Kritik fallen, die es schon deshalb verwirft, weil der Stoff nicht in ihren Kraam paßt. Allein ich höre schon ihr: „Was ist uns Sektuba?“

Donauwörth.

Rudolf Knuffert.



Beleidigung und Ehrverletzung. Eine gemeinverständliche philosophisch-rechtswissenschaftliche Betrachtung. Verlag von L. Schwann, Düsseldorf.

In der Brochure ist auf Grund logischer Entwicklung der Begriffe „Beleidigung“, „Ehre“ und „Achtung“ der Nachweis versucht worden, daß die heute

übliche Definition der Beleidigung als einer Ehrverletzung theoretisch unhaltbar ist und praktisch mancherlei Verwirrungen anrichtet, besonders auch eine Ueber-
spannung des Ehrgefühls, d. h. eine Verkümmernng des Rechtsgefühles unterstützt.

Sobernheim a. d. Nahe.

Referendar Hermann Müller.



Ferienbörsen.

Selbst die völlige Bethargie, in die die Berliner Börse jetzt versunken ist, hindert durchaus nicht, daß um den ersten Kurs irgend einer neuen Cement-
aktie kleine Stürme entstehen, also unser Publikum, unberührt von jeder Ferien-
ruhe, seine alte Jagd nach dem Glück fortsetzt. Die Börse ist da eigentlich ganz
unbetheiligt, es ist nur eine ihrer Einrichtungen: der Kurszettel, den die Emis-
sionshäuser in ihrem außerordentlich erweiterten Verhältniß zu den Privatkreisen noch
nicht zu entbehren gelernt haben. Hoffentlich kommt es noch so weit, daß bei
der Einführung eines Papiers der Gesamtbetrag ausgegeben wird, d. h. daß
die Gründerfirmen weitere Profite außer ihrem Konfortialgewinn verschmähen.
Dann dürfte das Schauspiel unmöglich werden, daß bei einer Notiz von zwei-
hundertundvierzig Prozent vor lauter Kaufandrang weder ein Brief- noch ein
Geldpreis festgesetzt werden kann. In der gewöhnlichen Spekulation haben die
Berliner jetzt eine längere Ruhepause eintreten lassen, weil sie seit einer Reihe
von Monaten viel verdient haben. Da pflegt man sich denn — gerade wie der
Spieler, der am Roulettetisch Glück gehabt hat — gern für einige Zeit zu ab-
sentiren. Während der Mai und Juni lang gewesen, so würde man sicherlich der
größten Julihitze trocken. Allerdings stehen wir im Kaufen und Verkaufen par
distanco längst nicht mehr hinter den pariser Börsianern zurück — Das kann
man in der Telegraphenstation des kleinsten Badeortes beobachten —: aber das
Gros der Börsenbesucher feiert doch. So hat Berlin jetzt Tage, an denen nicht
mehr als achtundvierzigtausend Peseten Spanier gehandelt werden und nach zwei
Uhr mittags kann es passieren, daß man auf ein Ausgebot von fünfundzwanzig
Kreditaktien keine Antwort mehr erhält.

Mitten in solcher Geschäftsmüdigkeit können aber die Kurse doch recht fest
sein; ja, die Steigerung von Montanpapieren ist vielfach nur dadurch so stark aus-
gefallen, daß der eingeschränkte Verkehr auch einer geringen Nachfrage kein ent-
sprechendes Verkaufsmaterial gegenüberstellte. Im Uebrigen betrüht sich der Hoch-
sommer in der Einförmigkeit der die Tendenz bestimmenden Ereignisse. Da genügt
es denn auch schon, wenn heute gemeldet wird, die Kohlenpreise würden erhöht werden,
und morgen zur Abwechslung, sie würden nicht erhöht werden, um das eine und
das andere Mal den Zeiger am Zifferblatt der Kurse in Bewegung zu setzen, obgleich
es doch klar genug ist, welches Spiel das Syndikat treibt. Nachdem der Theilstrife
eben erst glücklich vorüber ist, werden die Herren in Essen sich nicht gerade beeilen,
öffentlich ihre zukünftigen Mehrgewinne zu affizieren. Ohne Einfluß auf die Börse

ist dagegen vorläufig die Entscheidung des dortmunder Landgerichtes geblieben, das die von den Hüttenwerken angekauften Zechen auch weiterhin — bis 1906 — für syndikaltpflichtig erklärt hat, so daß ihre Produktion nicht zur ungebundenen Verfügung der neuen Eigentümer steht. Wird das Urtheil von den höheren Instanzen bestätigt — und Das halte ich auf Grund der entscheidenden Vertragsbestimmungen für wahrscheinlich —, so ist die großartige Bewegung, die die Hütten von den Kohlen-, Koks- und Hoheisen-Vereinigungen unabhängig machen wollte, bis auf Weiteres zum Stillstand gebracht. Und dabei waren unsere Eisenindustriellen in diese Bewegung weniger durch die hohen Preise gedrängt worden, die sie — gern oder ungern — weiter bezahlt hätten, als durch die ungenügende Art der Lieferung. Die Lieferungsnot geht so weit, daß das Koksyndikat jetzt kurzen Prozeß gemacht und von den Zechen Nachersfüllung für alle Minderbeträge aus dem verfloffenen Halbjahr verlangt und dabei ausdrücklich erklärt hat, Arbeitermangel als höhere Gewalt nicht anzuerkennen. Damit tritt der Kampf zwischen Kohle und Koks in ein akutes Stadium. Denn während die Zechen nach ihren Verträgen mit den Händlern sich ohne Weiteres gegen die Nachlieferung von einmal ausgefallener Kohle unter Berufung auf Arbeitermangel als höhere Gewalt zu schützen in der Lage sind, entbehren die Verträge mit dem Koksyndikat einer solchen Klausel. Die Fuldgestürze im Gebiet des harpener Bergbaues sind vielleicht zu gleichgiltig aufgenommen worden. Das Feld „Sonnenschein“ erstreckt sich fast durch das ganze Ruhrgebiet und seine Qualität gilt als besonders gut, so daß bisher wenigstens „Sonnenschein“ immer genannt wurde, wenn es sich darum handelte, die Börse für Kohlenaktien zu begeistern. Natürlich ist das Feld im Ganzen durch solche Unfälle keineswegs gefährdet, allein bei Kursen von zweihundert Prozent und darüber darf man doch auch an den Fall denken, daß die Schadenreserven zu ergänzen sein könnten. Am Schlimmsten bei solchen Betriebsunterbrechungen geht es den großen Verbrauchern, deren regelmäßiger Monatsausfall wohl bald von zwanzig auf fünfundzwanzig und dreißig Prozent gestiegen sein wird.

Grundloses Aufheben macht man von den anhaltenden Käufen in Staatsfonds, die sich doch ganz und gar auf wenige große Papiere und daneben noch auf die neuen Vierprozentigen beschränken. Dreieinhalbprozentige dagegen sind, nach wie vor, schlecht verkäuflich, — und von den Städteobligationen ist es schon am Besten, gar nicht zu reden. Eben wird von den neuen Münchenern erst in der üblichen Weise gemeldet, das Resultat der Zeichnung sei höchst befriedigend ausgefallen, und jetzt, unmittelbar danach, sind sie überhaupt nicht anzubringen. In diesem Zusammenhang komme ich noch einmal auf die kürzlich erwähnte Kursstreckung von sechzig Städteobligationen in Berlin zurück. Das war sicher ein Vorkommniß, das die allgemeine Marktlage dieser Werte höchst charakteristisch illustrierte; als Tageserscheinung muß man es aber doch nicht überschätzen. Andere, besonders ältere Börsen besolgen in solchen Fällen eine mildere Prognostik und lassen für Obligationen, die einen begrenzten Absatz haben und überhaupt spärlich gehandelt werden, ruhig den Kurs des vorigen oder eines noch früheren Tages fortbestehen. Damit kommen sie auch der Wahrheit ungleich näher, als wenn sie einen Geschäftseifer prästiren, dessen überraschendes Resultat den uneingeweihten Leser des Kurszettels in den irtigen Glauben versetzen muß, daß sich ganz besondere Dinge von einem Tag zum anderen zugetragen hätten. Herrscht

nun einmal in Städtepapieren schon die Ruhe des Kirchhofes, so war doch keine Veranlassung für diese Massenhinrichtung an einem einzigen Börsetage gegeben. Im Allgemeinen läßt sich heute die Tendenz des Berliner Places schwer bestimmen, da bald Nachfrage, bald Angebot aus ihrem normalen Gleise gerathen sind. Durch das Attentat auf Milan ist man auf die serbischen Parteiverhältnisse aufmerksamer geworden und die Unzufriedenheit in Bulgarien bot unseren Banken, die nicht nur im Augenblick, sondern auf längere Zeit hinaus kein Geld übrig haben, den erwünschten Vorwand, um die bulgarische Konversion zu vertagen. Wenigstens schützten sie in Sofia die politischen Verhältnisse vor; vor dem großen Publikum sollte die „Reisezeit“ als Ursache der Verzögerung ausgegeben werden. Viel Hartgefühl bei zugeknöpften Taschen! Die spanische Ministerkrisis ist für unsere Hochfinanz ohne Interesse gewesen. Man glaubt eben in gut informirten Kreisen überhaupt nicht, daß in Spanien heute ernste Reformen möglich sind, und hält es danach mit Recht für gleichgiltig, welches Kabinet am Ruder ist. In der Frage der Couponsteuer vertreten die deutschen Plätze einen billigeren Standpunkt, als z. B. Paris, das sich auf keinen Couponabzug an den Extérieurs einlassen will und eine diplomatische Intervention durchgesetzt hat. Man kann doch eine Besteuerung der auswärtigen Schuld, die Ordnung in die Finanzen des besiegten Landes zu bringen bestimmt ist, kaum als Wortbruch behandeln. Hier wird einfach das Unzulängliche Ereigniß. Hat etwa der Kurs der Extérieurs, selbst längere Zeit vor dem Kriege, eine solche Höhe gehabt, daß der Käufer glauben konnte, ein Primapapier zu erwerben? Und spricht neben der Billigkeit nicht auch die Vernunft dafür, einer Herabsetzung der Verzinsung zuzustimmen, wenn dadurch die Erfüllung der Zinsverpflichtung gesichert wird?

Dagegen haben die Vorgänge in Transvaal unsere Bankenkabinette lebhaft beunruhigt. Selbst leitende deutsche Financiers, die von London zurückkamen, hielten Chamberlains wahre Absichten für verdächtig; inzwischen hat sich aber die Situation verändert. Einige Parlamentswahlen sind bekanntlich liberal ausgefallen, die Tories sind stupig geworden und Salisbury will den Frieden unter allen Umständen. Nur fürchtet man neuerdings wieder, die Haltung der Africkander könnte die ganze Frage verschieben und England aus Rücksichten auf die Kapkolonie zu ernstern Entschlüssen treiben. Jedenfalls hat es schon für eine ungerechtere Sache die Waffen ergriffen, wie die beiden Kriege beweisen, die es vor fünfzig Jahren mit China führte, weil die Regierung in Peking ihre Völker nicht durch Opium vergiften lassen wollte.

Als bedeutsam wird auch die neuerliche Diskontopolitik der Bank von England angesehen, die trotz ihrem großen Goldbeingängen plötzlich mit Gold zurückhält. Nun weiß man zwar in der City längst, daß die Bankreserven um mehrere Millionen Pfund zu klein sind; warum aber gerade jetzt die Verstärkung durchgeführt wird, da ohnehin die Getreide-Rimeffen nach New-York nicht abzuwehren sein werden, ist noch nicht recht zu ersehen. Man rief daher auch auf einen Zusammenhang mit den Transvaalwirren, weil im Fall eines Krieges die Goldausfuhr von dort stocken würden. Das würde aber gegenüber der rapiden Fortentwicklung der anderen Goldländer, vor Allem der Union, doch nur wenig zu bedeuten haben.

Pluto.



Der galizische Krach.

Im Jahre 1863, unmittelbar nach dem Zusammenbruch des polnischen Aufstandes, in dem das Herzblut der Nation verstreut war, veröffentlicht Graf Stanislaw Tarnowski im „Gaz“ seine berühmten Artikel „Z toki Stanczyka“ (Aus dem Notizenheft des Stanczyk), in denen er über die unterbesserliche Romantik des Polenthumes den Stab brach, über die Leichtfertigkeit, mit der es, jeder realpolitischen Erwägung unzugänglich und tollkühn wie nur irgend ein abenteuerlicher Zunahe, in die Revolution hineingesprungen war. Das Pseudonym „Stanczyk“ hatte der Verfasser nicht gerade passend gewählt. Stanczyk hieß der Hofnarr eines Königs, der ganz dem Papstthum verfallen war. Während aber in den Brunkjalen Alle dem stolzen römischen Legaten sich neigten, selbst die schöne Barbara, die König Sigismund August II. wider den Willen seines Vaters in geheimer Ehe zum Weib genommen hatte, mit ihren reizenden Lippen die Hand des ersten Jesuitenendlings küßte und der König ekstatischen Predigern sein Ohr lieh, hielt sich Stanczyk, fern von seinem Herrn, in einem Nebengemach auf und weinte. So hat ihn auch Jan Matejko gemalt, der nicht nur ein großer Maler, sondern auch ein tiefster und gedankenreicher Patriot war. Diesem Stanczyk, diesem Narren mit der Bearstimmung, war nun aber Graf Tarnowski recht unähnlich. Er war kein Hofnarr, er prophezeite auch nicht, sondern wählte den bequemeren Theil der Cassandra-rolle, erst nach geschehenem Unglück Kritik zu üben; und er kritisirte auch nicht thranenden Auges, sondern mitleiblos. Man sagte ihm nach, daß er die Urheber des Aufstandes, die Unglücklichen, die in Sibirien oder auf dem Spielberg schmachteten oder im Elend des Exils seufzten, hauptsächlich darum so schonungslos justisirte, weil sie den Aufstand als Demokraten, unter Verzicht auf die Hilfe des an den Höfen bereits heimischen Adels, geschürt hatten. Immerhin sprachen die Thatsachen für ihn: der Aufstand war eine heroische Dummheit gewesen und es war nicht zu leugnen, daß es keine Toten und Vermundeten, kein Elend und keinen Untergang gegeben hätte, wenn man sich nicht geschlagen hätte. Und da das Alles unbestreitbar war, so bekam man vor dem Verklünder dieser Weisheiten Respekt; und je mitleibloser er predigte, desto erhabener nahm sich die Lehre aus, so daß man bald darauf anfang, in Rußland sowohl wie in Galizien auf die Devise „Realpolitik über Alles“ zu schwören.

Die polnischen Wünsche wurden vertagt. Viel staatsmännischer Sinn gehörte freilich dazu nicht, denn „der Bienen mußte“, ob er nun wollte oder sich sträubte. Aber es gelang, in Rußland und Galizien gleichmäßig auf dem Wege der stillen Sammlung Terrain zurückzuerobern. Nur verlangte die Methode in Rußland einige Selbstverleugnung. Ein Markgraf Wielopolski ward persona gratissima bei einem der Zaren, die Potockis und Andere gewannen ungeheure Vermögens-

in Warschau zuhause, als oberster Beamter in der polnischen Verwaltung und Kammerjunker für das Winterpalais, Generale und Obersten für die Armee u. s. w. In Oesterreich, wo es neben dem Hof bereits ein Parlament gab, bereicherte man die Reichshof und begann auch, parlamentarisch zu operiren: der reichstädtliche Polenklub trat auf den Plan. Er stand ganz auf der tarnowöskischen Plattform und rekrutirte sich aus Anhängern der Stanczyken-Partei; denn Diese führte das unumschränkte Regiment im Lande und begründete im Polenklub ihre große wiener Handelscentrale. Sie hatte in Wien einen wirklichen Staatsmann zum Führer: Herrn von Grocholski, einen Mann, dessen Name heute schon halb vergessen ist und der doch eine der merkwürdigsten Erscheinungen des Fraktionengeistes und der Fraktionpolitik war. Er war absolut kein Redner und man hat von ihm kaum je mehr als zweihundert zusammenhängende Worte gehört. Andere mochten reden, so viel sie wollten: er hielt das Sprechen überhaupt für überflüssig. Zum Abstimmen waren die Mitglieder des Polenklubs da! Der Dämon, der die polnischen Reichstäge zur Schmach der Nation gemacht und das Land in den Untergang getrieben hatte, der Ehrgeiz des Einzelnen, die Disziplinlosigkeit, das *liberum veto*: dieser Dämon mußte ausgetrieben werden. Alle, Groß und Klein, mußten so stimmen, wie Grocholski es wollte; er erzwang die Unterwerfung durch eine Kunst, die undefinirbar ist; man kann nur sagen, daß der Eindruck seiner Selbstlosigkeit eben so groß war wie der Eindruck seiner Klugheit und Beharrlichkeit. Ohne ihn wären die Artikel Larnowöskis ein politisches Pamphlet geblieben, durch ihn wurden sie zu einem politischen und auch politisch durchgeführten Programm. Disziplin, Disziplin und nochmals Disziplin, — Einigkeit, Einigkeit, um jeden Preis Einigkeit. Das war seine Lehre; und zwar ging sie bis ins Extrem. „Wir müssen uns lieber Fesseln aus dem Fleisch reißen lassen,“ sagte er einmal im Privatgespräch, „als der Welt je wieder das Schauspiel bieten, daß ein Pole lacht, weil der andere weint.“ In den Klubifikationen ließ er jeden Opposition machen, so viel er wollte; dann erhob er sich, nahm eine Pfeife und sagte trocken, wie Juba Bill, der eine Weile einem Weiberplausch zugehört hat: „So, meine Lieben, jetzt haben wir uns ausdiskutirt und nun habe ich die Ehre, Euch mitzutheilen, was wir morgen thun werden. Das Exekutivkomitee hat beschlossen, daß Ihr morgen so und so stimmt.“ Und am Tage darauf stimmte selbst die wüthendste Opposition so und so. Das Exekutivkomitee war seine Erfindung und er beherrschte es unbedingt; er war einer von denen, die den eisernen Ring der Rechten schmiedeten, und er hütete seine Schöpfung wie seinen Augapfel. Andere drechselten Worte, wieder Andere tanzten bei Hofe Groß-Magur, sorgten für die Gleichstellung der polnischen mit der erbländischen deutschen und czechisch gesinnten Aristokratie, gaben Empfänge in Wien und thaten beim Lawn-Tennis und bei den Segelregatten am Quarnero mit: der Zauberer jedoch, der den parteisüchtigen Geist der Polen in Fesseln zwang und sie zusammenhielt, war der großgewachsene, großknochige, schweigsame Mann, mit dem Profosfengesicht und den dreisten, stechenden Augen. Er eroberte für sein Land Bahnen, Flußregulirungen, Kapitalinvestitionen, Vergrößerung der Universitäten und eine ungeheure Autonomie; er eroberte ihm den nationalen Statthalter, den nationalen Minister, die ausschließliche Geltung der polnischen Sprache bei allen Behörden und Gerichten, — und endlich einen enormen Einfluß bei Hofe. Seine Partei war des Kaisers

Liebingspartei, — und das Alles, ohne daß Grocholski sie je zu einer österreichischen Partei hätte werden lassen, denn immer und unabänderlich blieb er dabei, daß der Klub keine parlamentarische Fraktion, sondern die polnische Delegation im Parlament sei, d. h. eine Vertretung, eine Gesandtschaft im fremden Lande, und daß er sich darum nach anderen Gesetzen richten müsse, als sie sonst für Parteien gelten. „Parteien“, sagte er, „können entstehen, Parteien können sich auflösen — : die Vertretung der Nation im fremden Lande bleibt aber immerdar Eins.“

* * *

Nachdem dieser eiserne Rosenkettman gestorben war, begann die Herrschaft der Stanczykenpartei in Galizien ein Wenig schlotterig zu werden. Wohl-gemerkt: ein Wenig nur und kaum merkbar, so daß man noch die Leute auslachte, die trüb in die Zukunft sahen; denn gerade in dieser Zeit stieg viel Glanz am Himmel auf. Wie konnte eine Opposition wagen, sich zu regen? Was sie sagte, widersprach den greifbaren Erscheinungen des Tages und außerdem war sie völlig schwach und namenlos, während im Vordergrund bereits Graf Kasimir Badeni mit allen seinen glänzenden Erfolgen stand. Freilich, Etwas hatte sich durch sein steigendes Ansehen geändert: er war eine Macht neben dem Polenklub, nicht länger durch den Polenklub. Er wurde nicht mehr, wie einst der Finanzminister Dunajewski, durch den Klub gehalten, sondern stand durch eigene Kraft. Auch war Grocholskis Nachfolger im Präsidium des Klubs, Herr von Jamorski, ein recht unbedeutender Herr, der weder den Willen noch die Gabe hatte, mit Badeni zu rivalisiren, geschweige denn ihn zu meistern. Aber was lag daran? Die grocholskische Tradition war so übermächtig, daß der Klub trotz Herrn Jamorski sein Grundgesetz der Einigkeit noch außen nie verlegte und daß auch Graf Badeni mit ihm ein respektvolles Einvernehmen pflegte. Was lag also an dem Umstande, daß der Schwerpunkt der polnischen Delegation nicht mehr in Wien, sondern bei Herrn Badeni in Lemberg lag? Man fügte sich und that es sogar gern; die Gnade des Kaisers war für ihn und er selbst war ein sehr gnädiger Herr, wenn man seinen Befehlen gehorchte. Nur gehorchen mußte man eben, sonst hatte man von ihm zu dulden, was man von keinem Anderen duldet. Graf Soluchowski, der Vater des jetzigen Ministers des Aeußeren, hatte einst als Statthalter in Lemberg in einer schmutzigen Zubengasse mit eigenen Füßen Sessel und Tische umgestoßen, die als Verkehrshemmniß vor den Hausthoren standen, und in der Cholerazeit die Kellerwohnungen inspizirt und verboten, daß man das Pflaster weithin mit stinkendem Kwas übergieße. Was war Das gegen Badenis Initiative und Energie? Er hatte auch seine Cholerazeit und setzte es durch, daß die Bauern die Kerzte nicht massakrirten; er hatte den Ruth, jüdische Millionäre mit Du anzusprechen, und den Esprit, sie trotzdem nicht zu beleidigen; er hatte den Ruth, das Bündniß mit Deutschland offen für etwas recht Gutes und Billigenswerthes zu erklären; er hatte sogar den Ruth, dem Führer einer Aborddeputation, die ihn auf einem Bahnhof erwartete, mit den rauhen Worten in die Rede zu fallen: „Packt Eure schönen Reden nur ein! Wenn Ihr mit nicht die Straße baut, jage ich Euch in alle Winde auseinander.“ Kurz: ein Niedererschmetterer! Er wollte, daß in Kolomea — dem

von Sacher-Masoch so geliebten Kolomea — ein Jude gewählt werde, und es wurde Einer gewählt: Das war noch kein Wunder. Er wollte aber, daß kein Jude gewählt werde, und man sperrte Hunderte von Leuten in eine Baracke, verhaftete Andere, schleppte Andere massenhaft vor Gericht, gerade während der Wahlstunden, — und so erhielt Kolomea einen christlichen Vertreter. Was läßt sich noch sagen? Nichts, als daß aus der Zusammenhanglosigkeit dieser Charakteristik nicht auf Verworrenheit des Charakterschilderers geschlossen werden soll. Nicht der Autor ist verantwortlich dafür, daß es ihm nicht gelingen will, für die Beurtheilung des Grafen Badeni einen Centralpunkt zu finden. Immer erzählte man sich von ihm — wie sage ich nur? — Thaten, Anekdoten, Schwänke, aber Niemand hörte je, was er als Politiker wollte oder träumte, was ihn als Politiker freute oder ihm wehthat. Nichts von Alledem! Er war der Macher, der Politiker an sich, die polnische Urkraft, das Genie, das nicht erst einen genialen Gedanken braucht, um sich zu manifestiren. Mit einem Wort: man vertraute seinem Stern, Das war es, — und wie vergötterte man ihn! Gemahnte sein Wuchs und ein Wenig auch sein Gesicht nicht an den Fürsten Bismarck und verrieth sich in seinem Umgang mit Menschen nicht der ganze Funke vom Kniephof? Mit den Ruthenen sprach er ruthenisch, mit den Juden jüdisch, und wenn er in den Verhandlungen über Getreideverkäufe versicherte, daß er den äußersten Preis genannt habe, that er es wundervoll jüdisch; und Einer, den die Juden bewundern, sollte kein Genie sein? Und konnte man sich einen besseren Führer wünschen als Einen, der die Gunst des Hofes besaß? Auch prosperirte das Land unter ihm, das Kapital strömte zu, Gott schuf zahllose Verwaltungsräthe und man begann, von Konkurrenz auf dem Weltmarkt zu sprechen, von Rivalität mit Vatium und mit Amerika. Als was mußte man da oppositionelle Regungen ansehen? Sie waren schneider Undank und obendrein himverbrannte Thorheit; denn als sich plötzlich einige Städte und Gemeinden zur Opposition zusammethaten, gelang es ihnen doch nur, die verschwindend geringe Zahl von vierzehn Abgeordneten in den Landtag zu entsenden, — und in den Polenklub, den Thurm aus Erz, fanden sie überhaupt keinen Eingang. Ja noch mehr: es geschah Etwas, das durch sich selbst die fürchterlichste Kritik aller der Regungen der Kleinheit war. Nämlich Graf Badeni, der Pole, wurde Ministerpräsident und zog in Wien als der presidentielle Mann ein, von dem man die Rettung Oesterreichs aus inneren Wirren und Verfall erhoffte. War Das nicht ein Triumph, eine edelmüthige Ironie der Weltgeschichte, die selbe Ironie, die einst dem wankenden Rom vier sarmatische Kaiser gegeben hatte, um es wieder aufzurichten, die selbe, die heute christliche Degen nach Konstantinopel schickt, um die Armeen des Islam wieder kriegstüchtig zu machen? Und das Alles hatte die Realpolitik gethan: Oesterreich hatte an der Zerreißung Polens Theil genommen, jetzt verschrieb es sich den Medicinmann aus Polgn! Es war ein Triumph, an den Graf Tarnowski, als er die Kappe des Stanzyl öffnete, sicherlich nicht gedacht hatte.

* * *

Und nun? Man weiß ja, was geschehen ist! Wir am Wenigsten werden zu behaupten wagen, daß die polnische Realpolitik Unrecht gethan hätte, gefährlichen

Träumen zu entsagen und sich an Oesterreich fest anzuschließen, wo der Pole eine gute, mehr als gute Heimath gefunden hat. Selbst aus seiner schrecklichen Unfähigkeit, aus dem schrecklichen Unglück, das er über Oesterreich brachte, soll hier dem Grafen Badeni kein Vorwurf gemacht werden; für seine Unfähigkeit sind Gott und die Natur, die ihn schufen, für das Unglück die Menschen, die ihn auf den Schild hoben und gewähren ließen, verantwortlich. Auch will ich hier nicht von Oesterreich reden, sondern von der österreichisch-polnischen Partei und ihrer Politik. Eins geht aus ihrer Geschichte seit 1867 hervor: daß es nämlich eine fürchtbare Gefahr für jede Partei ist, wenn sie das Wort Realpolitik mißzuverstehen beginnt. Aus der politischen Realpolitik — wenn das Wort erlaubt ist —, aus dieser Politik, die nur insofern real war, als sie, mit den Thatfachen rechnend, sich an Oesterreich angeschlossen, und in allem Uebrigen ideal nur für die Allgemeinheit, nicht für den Einzelnen sann und sich um die Wiebergeburt des Polenthumes, wenigstens auf dem galizischen Territorium, bemühte: aus dieser Politik, die dem Polen in Galizien seine Sprache, seine Universitäten, seine Bildung, seine Gerichtsbarkeit, seine Kultur und ausgedehnte Selbstbestimmung zurückgab, ist leider eine finanzielle Realpolitik geworden, mit allem Schmutz, Umrath, Skandal und Ruin, der die Himmelfahrt des Kapitals in einem Lande immer begleitet, gleich als schloße das Prinzip der Realpolitik die Enschuldigung für alle innere Entfittlichung in sich. Nicht, daß wir dem Grafen Badeni etwa trübe Geschäftsmacherei nachsagten; er ist persönlich nicht nur ein offenerziger, liebenswürdiger und gebildeter, sondern auch ein durch und durch ehrenhafter Mann. Aber wie es immer geht: als er Ministerpräsident wurde, drängte ihm ein ganzer Kometenschweif von heimathlichen Schmarozern in die Hauptstadt nach. Sie wollten mit und unter ihm an dem reich besetzten Tisch der Monarchie tafeln; und bei dem patriarchalischen Verhältnis, das in Polen noch heute zwischen Patron und Klient herrscht, hatte er nicht die Kraft, seine Vandleute, die sich ja immer von der Familie nennen, abzuschütteln. Son Excellence Rougon war so cynisch, für seine Leute offen, mit brutaler Gewalt zu sorgen; Graf Badeni war nie cynisch, er hatte nur nichts dagegen, wenn Einer seiner Leute Etwas fand. Das Suchen war ihre Sache . . . und ob sie suchten! Alte Ressortchefs gingen in Pension und an ihre Stelle traten Polen; bei Banken, Bahnen, Zeitungen fanden sich plötzlich offene Stellen . . . sie wurden mit Polen besetzt. Und welcher Segen ergoß sich über Galizien! Von dort waren in Folge von schrecklicher Arbeitslosigkeit und von Hungersnöthen vor einigen Jahren so viele Bauern nach Amerika ausgewandert, daß man eine Verödung des Landes fürchtete, — wie man Das aus den Landtagsdebatten und aus den Berichten vielwüthiger Kriminalverhandlungen ja weiß. So elend erging es dem Lande, daß ein Statistiker einmal das durchschnittliche Jahreseinkommen des Bauern auf fünf- und zwanzig bis dreißig Gulden schätzte. Es gab Vandleute, die bis auf Weihnachten und Ostern das ganze Jahr lang keinen Bissen Fleisch aßen. Kein Tuch, kein Knopf, keine Senze, kein Hammer wurde im Lande produziert, Alles bezog man aus Böhmen und Schlesien, selbst der Patriotismus wurde von dort her, aus den deutschen Ländern, versorgt: dort im Westen wurden die polnischen Adler, die Rosciuszlobilder, die nationalen Flaggen und vierzigigen Mützen angefertigt. Und wenn der polnische Bauer bei Brot und Knoblauch sich mit der

Aufmästung eines Ochsen abgeplagt hatte, dann wurde das fette Thier im Westen geschlachtet und im Westen verspeist; dort gerbte man die Haut und verkaufte das wieder zurückgebrachte Leder dem selben Bauern um das Hundertfache des Wertes. Nun ging aber der Plackerschein des „wirtschaftlichen Aufschwunges“ durch das Land. Zum politischen Genie erhielt es auch sein eigenes finanzielles Genie in der Person eines Herrn von Marchwiski. Einer seiner Vertrauensmänner, Herr Jima, war Direktor der Iemberger Sparkasse und ließ, in richtigem Verständniß dafür, daß man einer aufstrebenden Industrie unter die Arme greifen müsse, dem Abgeordneten Szczepanowski und dessen Geschäftsnachfolgern Wolski und Odrzymowski zum Betrieb ihrer Petroleumgruben sechs Millionen Gulden. Eine kralauer Sparkasse hatte einen Direktor, dessen Sohn seinem Institut einige hunderttausend Gulden stahl. Ein anderes Mal gab es in Wien einen fürchterlichen Börsenkrach in Folge einer mystifizirenden Nachricht; man konstatierte, daß die schamlose Lüge aus der Mitte des Polenklubs hervorgegangen war, in dem damals viel in Börsengeschäften „gemacht“ wurde, und daß an jenem Tage, der Tausenden den Ruin brachte, eine stattliche Anzahl von Klubmitgliedern viele Stunden freudig bewegt am Börsetelephon gestanden hatte. In Folge des Kraches der Firma Wolski und Odrzymowski hat sich vor Wochen ein Ritter von Zendrzejowicz, ein Bruder des jetzigen polnischen Ministers, erschossen; nach verübten großen Defraudationen hat sich bald nachher auch ein Verwandter des selben Ministers, der Abgeordnete Ritter von Wiktor, erschossen. Erschossen hat sich auch der Direktor der Galizischen Kreditbank, Dr. von Krzyzanowski, als er darauf kam, daß die mächtigen Protektoren der Bank hinter seinem Rücken mit den Geldern des Institutes in einer Weise manipulirt hatten, die sich mit seiner Ehre nicht vertrug. Ja, sehr interessant ist in der letzten Zeit die Selbstmordchronik in Galizien geworden: sie klingt gar nicht mehr demokratisch, sondern es wimmeln in ihr die Ritter „von“. Doch nein: auch einige bürgerliche Lumpen sind darunter, so der Advokat Dr. Kratter, der ebenfalls in Petroleum „machte“ und dann mit hunderttausend Gulden nach Amerika durchging; so der Advokat Dr. Syblowski, der nach Unterschlagung von gleichfalls hunderttausend Gulden nun via Rumänien in die Welt hinaus reist. Ein Glück, daß es jetzt keine Reichsrathswahlen giebt; wir wüßten nicht, woher die Stanzhnenpartei, die sich doch aus der anständigen Gesellschaft rekrutirt, alle die nöthigen Kandidaten hernehmen sollte. Der Krach ist im Lande: Das ist der Erfolg der finanziellen Realpolitik Galiziens!

Wien, im Juli 1899.

Richard von Wien.

